

Wauwau

"D" 8583

Glücksblattzeitung



W
1914

Nr. 3783.



Kriegsnummer 74.

Preis 1 Mark.



Kriegschronik.

9. Dezember 1915.
Die vergangenen Angriffsunternehmungen der Italiener gegen einzelne Abschnitte des l. u. f. Front im Görzischen dauern fort. Solche Angriffe wurden bei Oslavia, am Monte San Michele und bei San Martino abgeschlagen. Bei Dofe (nordöstlich von Tolmein) verbesserten die österreichisch-ungarischen Truppen ihre Stellung durch Erhöhung eines feindlichen Frontstücks.

Auf den Höhen südöstlich von Plesej wurden montenegrinische Banden zerstört. Im Grenzgebiet nördlich von Berane haben die l. u. f. Truppen den linken Flügel der Montenegriner zum Weichen gezwungen. Auch die Kämpfe gegen den rechten Flügel des Feindes verlaufen erfolgreich. Auf den Höhen südlich von Dofe wurden serbische Nachhutten geworfen. Zahl der gestorbenen eingebrochenen Gefangenen 2 Offiziere und 1000 Mann.



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Untersuchung im Unterstand.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Leutnant d. R. Ernst Lübbert, gefallen am 29. August beim Sturmangriff auf Grodno.

Ein österreichisch-ungarisches Unterseeboot hat am 7. Dezember vormittags im Drina-Golf einen albanischen Motorsegler, auf dem sich 20 Militärschlinger mit Gewehren, 4 Geschütze und Munition befanden, festgenommen und nach Cattaro eingebrochen.

10. Dezember 1915.

Französische Handgranatenangriffe gegen unsere neue Stellung auf Höhe 193 nordöstlich von Souain wurden abgewiesen.

Italienische Infanterie, die die österreichisch-ungarischen Stellungen auf dem Monte Bies und westlich davon zwischen Chiese- und Concaital angriff, wurde unter schweren Verlusten vollständig zurückgeschlagen.

Die Armees des Generals v. Röpke hat in den letzten beiden Tagen etwa 1200 gefangene Serben eingebrochen. Die bulgarischen Truppen haben südlich von Strumica den Engländern 5 Geschütze abgenommen.

Die Verfolgung der englisch-französischen Truppen hält auf beiden Ufern des Wardar und des Flusses Molturino gegen Godorovo hin an. Nach einem umgestürzten Sturmangriff bemächtigten sich bulgarische Abteilungen mehrere hintereinander liegenden steilen Höhenstellungen und warfen die Franzosen über den Wardar zurück. Die Franzosen gaben ihre Stellungen preis, ergreiften die Flucht und ließen Tote und Gefangene zurück. Nur schwachen Abteilungen gelang es, sich beim Rückzug zu retten.

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verleih gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beleben von Druckstücken irgendwelcher Art, ist untersagt und wird geistig verfolgt. Alle Zutwendungen redaktioneller Art sind an die Redaktion der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7, alle anderen Zutwendungen an die Geschäftsstelle der Münchener Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. — Genehmigung zur Republikation unserer Bilder kann nur nach jedesmaliger vorheriger Verhandlung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig) erfolgen.

Copyright Dezember 30th 1915 by Illustrirte Zeitung J. J. Weber, Leipzig.

Nr. 3783. 145. Band.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7.

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verleih gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beleben von Druckstücken irgendwelcher Art, ist untersagt und wird geistig verfolgt. Alle Zutwendungen redaktioneller Art sind an die Redaktion der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7, alle anderen Zutwendungen an die Geschäftsstelle der Münchener Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. — Genehmigung zur Republikation unserer Bilder kann nur nach jedesmaliger vorheriger Verhandlung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig) erfolgen.

Copyright Dezember 30th 1915 by Illustrirte Zeitung J. J. Weber, Leipzig.

Nr. 3783. 145. Band.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7.

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verleih gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beleben von Druckstücken irgendwelcher Art, ist untersagt und wird geistig verfolgt. Alle Zutwendungen redaktioneller Art sind an die Redaktion der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7, alle anderen Zutwendungen an die Geschäftsstelle der Münchener Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. — Genehmigung zur Republikation unserer Bilder kann nur nach jedesmaliger vorheriger Verhandlung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig) erfolgen.

Copyright Dezember 30th 1915 by Illustrirte Zeitung J. J. Weber, Leipzig.

Nr. 3783. 145. Band.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7.

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verleih gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beleben von Druckstücken irgendwelcher Art, ist untersagt und wird geistig verfolgt. Alle Zutwendungen redaktioneller Art sind an die Redaktion der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7, alle anderen Zutwendungen an die Geschäftsstelle der Münchener Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. — Genehmigung zur Republikation unserer Bilder kann nur nach jedesmaliger vorheriger Verhandlung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig) erfolgen.

Copyright Dezember 30th 1915 by Illustrirte Zeitung J. J. Weber, Leipzig.

Nr. 3783. 145. Band.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7.

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verleih gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beleben von Druckstücken irgendwelcher Art, ist untersagt und wird geistig verfolgt. Alle Zutwendungen redaktioneller Art sind an die Redaktion der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7, alle anderen Zutwendungen an die Geschäftsstelle der Münchener Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. — Genehmigung zur Republikation unserer Bilder kann nur nach jedesmaliger vorheriger Verhandlung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig) erfolgen.

Copyright Dezember 30th 1915 by Illustrirte Zeitung J. J. Weber, Leipzig.

Nr. 3783. 145. Band.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7.

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verleih gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beleben von Druckstücken irgendwelcher Art, ist untersagt und wird geistig verfolgt. Alle Zutwendungen redaktioneller Art sind an die Redaktion der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7, alle anderen Zutwendungen an die Geschäftsstelle der Münchener Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. — Genehmigung zur Republikation unserer Bilder kann nur nach jedesmaliger vorheriger Verhandlung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig) erfolgen.

Copyright Dezember 30th 1915 by Illustrirte Zeitung J. J. Weber, Leipzig.

Nr. 3783. 145. Band.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7.

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verleih gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beleben von Druckstücken irgendwelcher Art, ist untersagt und wird geistig verfolgt. Alle Zutwendungen redaktioneller Art sind an die Redaktion der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7, alle anderen Zutwendungen an die Geschäftsstelle der Münchener Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. — Genehmigung zur Republikation unserer Bilder kann nur nach jedesmaliger vorheriger Verhandlung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig) erfolgen.

Copyright Dezember 30th 1915 by Illustrirte Zeitung J. J. Weber, Leipzig.

Nr. 3783. 145. Band.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7.

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verleih gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beleben von Druckstücken irgendwelcher Art, ist untersagt und wird geistig verfolgt. Alle Zutwendungen redaktioneller Art sind an die Redaktion der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7, alle anderen Zutwendungen an die Geschäftsstelle der Münchener Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. — Genehmigung zur Republikation unserer Bilder kann nur nach jedesmaliger vorheriger Verhandlung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig) erfolgen.

Copyright Dezember 30th 1915 by Illustrirte Zeitung J. J. Weber, Leipzig.

Nr. 3783. 145. Band.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7.

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verleih gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beleben von Druckstücken irgendwelcher Art, ist untersagt und wird geistig verfolgt. Alle Zutwendungen redaktioneller Art sind an die Redaktion der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7, alle anderen Zutwendungen an die Geschäftsstelle der Münchener Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. — Genehmigung zur Republikation unserer Bilder kann nur nach jedesmaliger vorheriger Verhandlung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig) erfolgen.

Copyright Dezember 30th 1915 by Illustrirte Zeitung J. J. Weber, Leipzig.

Nr. 3783. 145. Band.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7.

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verleih gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beleben von Druckstücken irgendwelcher Art, ist untersagt und wird geistig verfolgt. Alle Zutwendungen redaktioneller Art sind an die Redaktion der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7, alle anderen Zutwendungen an die Geschäftsstelle der Münchener Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. — Genehmigung zur Republikation unserer Bilder kann nur nach jedesmaliger vorheriger Verhandlung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig) erfolgen.

Copyright Dezember 30th 1915 by Illustrirte Zeitung J. J. Weber, Leipzig.

Nr. 3783. 145. Band.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7.

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verleih gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beleben von Druckstücken irgendwelcher Art, ist untersagt und wird geistig verfolgt. Alle Zutwendungen redaktioneller Art sind an die Redaktion der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7, alle anderen Zutwendungen an die Geschäftsstelle der Münchener Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. — Genehmigung zur Republikation unserer Bilder kann nur nach jedesmaliger vorheriger Verhandlung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig) erfolgen.

Copyright Dezember 30th 1915 by Illustrirte Zeitung J. J. Weber, Leipzig.

Nr. 3783. 145. Band.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7.

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verleih gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beleben von Druckstücken irgendwelcher Art, ist untersagt und wird geistig verfolgt. Alle Zutwendungen redaktioneller Art sind an die Redaktion der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7, alle anderen Zutwendungen an die Geschäftsstelle der Münchener Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. — Genehmigung zur Republikation unserer Bilder kann nur nach jedesmaliger vorheriger Verhandlung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig) erfolgen.

Copyright Dezember 30th 1915 by Illustrirte Zeitung J. J. Weber, Leipzig.

Nr. 3783. 145. Band.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7.

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verleih gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beleben von Druckstücken irgendwelcher Art, ist untersagt und wird geistig verfolgt. Alle Zutwendungen redaktioneller Art sind an die Redaktion der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7, alle anderen Zutwendungen an die Geschäftsstelle der Münchener Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. — Genehmigung zur Republikation unserer Bilder kann nur nach jedesmaliger vorheriger Verhandlung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig) erfolgen.

Copyright Dezember 30th 1915 by Illustrirte Zeitung J. J. Weber, Leipzig.

Nr. 3783. 145. Band.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7.

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verleih gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beleben von Druckstücken irgendwelcher Art, ist untersagt und wird geistig verfolgt. Alle Zutwendungen redaktioneller Art sind an die Redaktion der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7, alle anderen Zutwendungen an die Geschäftsstelle der Münchener Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. — Genehmigung zur Republikation unserer Bilder kann nur nach jedesmaliger vorheriger Verhandlung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig) erfolgen.

Copyright Dezember 30th 1915 by Illustrirte Zeitung J. J. Weber, Leipzig.

Nr. 3783. 145. Band.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7.

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verleih gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beleben von Druckstücken irgendwelcher Art, ist untersagt und wird geistig verfolgt. Alle Zutwendungen redaktioneller Art sind an die Redaktion der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7, alle anderen Zutwendungen an die Geschäftsstelle der Münchener Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. — Genehmigung zur Republikation unserer Bilder kann nur nach jedesmaliger vorheriger Verhandlung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig) erfolgen.

Copyright Dezember 30th 1915 by Illustrirte Zeitung J. J. Weber, Leipzig.

Nr. 3783. 145. Band.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7.

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verleih gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beleben von Druckstücken irgendwelcher Art, ist untersagt und wird geistig verfolgt. Alle Zutwendungen redaktioneller Art sind an die Redaktion der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7, alle anderen Zutwendungen an die Geschäftsstelle der Münchener Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. — Genehmigung zur Republikation unserer Bilder kann nur nach jedesmaliger vorheriger Verhandlung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig) erfolgen.

Copyright Dezember 30th 1915 by Illustrirte Zeitung J. J. Weber, Leipzig.

Nr. 3783. 145. Band.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7.

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verleih gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beleben von Druckstücken irgendwelcher Art, ist untersagt und wird geistig verfolgt. Alle Zutwendungen redaktioneller Art sind an die Redaktion der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7, alle anderen Zutwendungen an die Geschäftsstelle der Münchener Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. — Genehmigung zur Republikation unserer Bilder kann nur nach jedesmaliger vorheriger Verhandlung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig) erfolgen.

Copyright Dezember 30th 1915 by Illustrirte Zeitung J. J. Weber, Leipzig.

Nr. 3783. 145. Band.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7.

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verleih gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beleben von Druckstücken irgendwelcher Art, ist untersagt und wird geistig verfolgt. Alle Zutwendungen redaktioneller Art sind an die Redaktion der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7, alle anderen Zutwendungen an die Geschäftsstelle der Münchener Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. — Genehmigung zur Republikation unserer Bilder kann nur nach jedesmaliger vorheriger Verhandlung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig) erfolgen.

Copyright Dezember 30th 1915 by Illustrirte Zeitung J. J. Weber, Leipzig.

Nr. 3783. 145. Band.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1

ROBERT FRIESE

SCHAUMBURGER-PAKET

LEIBNIZ-KEKS

H. BAHLSENS KEKS-FABRIK HANNOVER

LEIBNIZ-KEKS

Wybert
TABLETTEN
sind unsern Kriegern im Felde eine
hochwillkommene

Lindwogolin

In Wind und Wetter schützen Wybert-Tabletten vor Erkältungen und lindern Husten und Katarrh. Als durstlöschendes Mittel leisten sie unschätzbare Dienste. Senden Sie daher Ihren Angehörigen an die Front Wybert-Tabletten; sie werden mit Jubel begrüßt.

Feldpostbriefe
mit 2 oder 1 Schachtel Wybert-Tabletten kosten in allen Apotheken u. Drogerien M. 2.- oder M. 1.-

ZEISS TESSARE
für
Porfrät-Moment
Landschaff

Zu beziehen durch photogr. Geschäfte
BERLIN HAMBURG WENNS
CARL ZEISS JENA
Prospekt P 0 kostenfrei

Als Geschenke sind Beyers
Handarbeitsbücher
das Entzücken jeder Dame!

Ein grüner Baum

Preis je 1 Mark 50 Pf.

durch alle Buchhandlungen, alle Handarbeits-
geschäfte und durch den Verlag der Deutschen
Moden-Zeitung, Otto Beyer, Leipzig.
Dieser sendet das Verzeichnis der 40 ver-
schiedenen Bücher, die dem Schmuck des
Heims und der Kleidung dienen, umsonst.

Wir bitten von den Offerten
unter Bezugnahme auf die Leipziger
Illustrierte Zeitung gefälligst recht aus-
giebigen Gebrauch machen zu wollen.

Auskünfte
über Heirats-, Familien- u. Vermögens-
verhältnisse, Ermittlungen, Streng diskret.
Auskunftei Deutschland, Frankfurt a. M.

Hansa Lloyd
WERKE A.G.

OXHORN 46

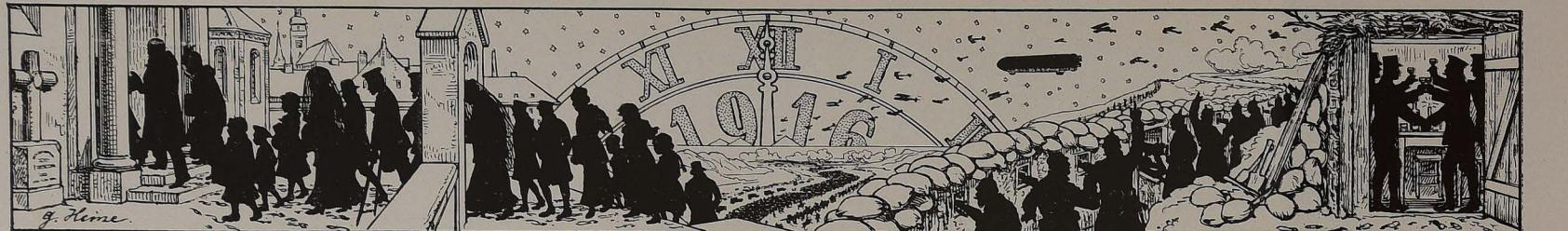
Lastwagen, Omnibusse.

Illustrierte Zeitung

Nr. 3783. 145. Band.



Vom Besuch des Deutschen Kaisers bei den Truppen an der Stryja in Ostgalizien: Der Kaiser im Gespräch mit einem Landwehrmann.
Nach einer Sonderaufnahme für die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ von dem Kriegsphotographen W. Braemer.



Zum Neuen Jahr. / Von Professor Dr. Otto Baumgarten, Kiel.

Wir alle erwarten wohl von dem nun beginnenden Jahr die Erfüllung unserer schenktäufigsten Wünsche, die Herbeiführung des Friedens. Ohne uns auf das im letzten Jahr so gründlich enttäuschte Vorauslagen von Terminen einzulassen, dürfen wir doch mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, daß das Neue Jahr das Friedensjahr werden wird. Und so eilen unsre sorgenden Gedanken gern über die Kriegszeit hinaus und fragen: was wünschen wir unserm Volk für die Friedenszeit?

Wir wünschen ihm, daß das, was uns unter allen Ereignissen dieser großen Zeit am tiefsten beglückt hat, daß das Erlebnis der deutschen Kraft auch im Frieden sich erfülle. Dass dies deutsche Volk, das uns in den letzten Jahren so oft als gealtert und defekt erschien, mit solchen jugendfrischen Kraft einer Welt voll Feinde, auch dem der inneren Zivieracht und der drohenden Aushungerung, Widerstand leisten und mit steigender Last steigende Energie beweisen würde, wer hätte das gedacht? Wir zweifeln aber wohl alle nicht mehr, daß wir solche Kraft auch nach Friedensschluß nicht enttäuschen können, weil denn nach solchem Krieg weniger als je Aussicht besteht, daß deutsche Art und Kunst sich behaglich in neuerrungenner Weltstellung ausleben kann. Eine Welt von Neidern, Hassern und Verhennern gegenüber muß sie sich durchsetzen. Nun wird ja die eiserne Notwendigkeit, die in Gestalt der höchsten öffentlichen Lasten, der Verzinsung der Kriegsanleihen und der Versorgung der Kriegsgeschädigten uns spürbar werden wird, ebenso wie im Krieg die Kräfte des Tragens und Aushaltens immer neu hervorreien. Aber nur, wenn diese Notwendigkeit aufgenommen wird in unsern Willen, kann sie stiftlich abheben und wirken.

Das hat uns alle der Krieg für immer gelehrt: ohne körperliche Kraft keine sichere Selbstbehauptung! Es bedarf darum einer längeren Erörterung der vielbesprochenen körperlichen Erhöhung des deutschen Volkes. Wir sind so weit entfernt von der alten ideologischen Unterschätzung leiblicher Tüchtigkeit, daß vielmehr die Sorge begründet erscheint, ob nicht die Energie des geistigen Hartholzbohrers allmählich den Leibesübungen aufgeopfert werden könnte. Die ungeheuren Leistungen unserer Truppen im Ertragen von Strapazen und Entbehrungen zeugen ja dafür, daß unsere vermeintlich unzulängliche Körperflege doch ausgereicht hat. Immerhin, niemand wird etwas abbrechen wollen von der bisherigen, schon vor dem Kriege geistigerten turnerischen, gymnastischen und wandernden Ausbildung leiblicher Kräfte, nicht bloß im Sinne der Ausdauer und äußerster Anspannung, auch im Sinne der ausmutigen Beherrschung der Kraft. Man wird daran zweifeln dürfen, ob die Vorwegnahme militärischer Kraft- und Disziplin im Schulbetrieb den Krieg überdauern soll; aber niemand wird rütteln wollen an der nun eingelebten, in Schule und Jugendvereinen sich auswirkenden Anschauung von der Erbildung und Durchbildung der deutschen Wehrhaftigkeit.

Dagegen scheint es durchaus nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, daß körperliche Kraft am meisten gefährdet wird durch schrankenloses Ausleben der Triebe. Es ist gewiß keine Täufung, daß in den Jahren vor dem Kriege sich die Selbstverständlichkeit der Rede vom Ausloben der Jugend immer mehr durchsetzte, obhohl in Abstinenzvereinen dem äußersten Übermaß völlige Enthaltsamkeit entgegengestellt. Der Krieg hat uns heilhaft gelehrt, daß wir im ganzen weit über Bedürfnis und Gefundheit gegessen, getrunken und der geschlechtlichen Sinnlichkeit gepront haben. Wer bezweifelt es noch, daß beherrschte Triebkraft allein wahre Kraft ist? Wer aber der männlichen Jugend den schwersten Kampf, den gegen den Geschlechtstrieb, zumutet will — und nur in solchen Kampf wird der Adel der Seele gewonnen — der muß früh anfangen mit der Zümmung des Verzichts auf begehrte Genüsse. Das ewige Raufen, das Herumstreunen vom Brotauf zu den Mahlzeiten, das Sichumherrätseln auf weichen Stühlen und Pflügen muß weichen einer spartanischen, rauen Zucht.

Kraft wird überhaupt nur in Einheitheit des Lebensstils gewonnen. Die drohende Veraltung und Entmündung der deutschen Art hing doch zusammen mit der immer komplizierteren Kultur. Was gehörte allmählich zu den unentbehrlichen Kulturgenußen! Welche Fülle von Ansprüchen, von Interessen, von Anregungen und Aufregungen, in deren tausend Wechsel die Stiftigkeit und Einheitlichkeit des inneren Lebens und damit die ursprüngliche Kräftigkeit sich verlor! Wir wissen nun, wo wir die größte denkbare deutsche Kraft zu suchen haben: in den Schülengräben und Unterständen, wo diese Überfälle von Kulturreizen gewichen ist der Konzentration auf das Eine, Notwendige, Unentbehrliche. Einfalt und Einheit ist Kraft. Zurückführung der überaus differenzierten Kultur zu größerer Einheit der Ansprüche und ihrer Befriedigung, wozu in der Beschränkung der Repräsentationspflichten der Offiziere und Beamten ein wesentlicher Beitrag geleistet würde,

ist Erziehung zur Kraft. Seien wir dankbar, daß die Lasten, die der Krieg unserer Wirtschaft auferlegt, uns zunächst solche Vereinfachung des Lebensstils aufzwingen werden. Dazu gehört auch eine gewisse Nachwendung von der viel zu viel, zu allseitigen Bildung. Gerade entgegengegestellt zu dem kürzlich neuinfizierenden Treiben auf möglichst allgemeinen Anteil an möglichst weit getriebener Schulbildung erfordert Erziehung zur Kraft eine starke Einheitlichkeit in der Durchbildung der überwiegenden Menschen.

ist Erziehung zur Kraft. Seien wir dankbar, daß die Lasten, die der Krieg unserer Wirtschaft auferlegt, uns zunächst solche Vereinfachung des Lebensstils aufzwingen werden. Dazu gehört auch eine gewisse Nachwendung von der viel zu viel, zu allseitigen Bildung. Gerade entgegengegestellt zu dem kürzlich neuinfizierenden Treiben auf möglichst allgemeinen Anteil an möglichst weit getriebener Schulbildung erfordert Erziehung zur Kraft eine starke Einheitlichkeit in der Durchbildung der überwiegenden Menschen.

Es ist ja so gar begreiflich, daß ein Volk, das sich so wie das unsre jährlings in einen solchen Weltkrieg verwirkt sieht und, wesentlich auf die eigene Kraft angewiesen, gegen eine Welt von Feinden behauptet, ein gefestigtes Selbstgefühl in sich ausbildet, durch das es sich entzündigt gegen die Verfummung in aller Welt; es ist sogar notwendig, daß die Selbstkritik, auch des Militarismus, auch des Parvenutums, auch der Missethut an der allgemeinen Unbedecktheit, sich zunächst vor der Aufmunterung des Vertrauens zur eigenen Art und Kultur kultiviert. Aber das deutsche Wesen, an dem die Welt einmal genesen soll, ist das nicht; das ist stets verbunden gewesen mit ehrlicher Einsicht in die eigenen Schranken und in die Ergänzungsbefürchtung durch andere Art und Kultur. Gerade diese Selbstkritik erhält uns die Kraft der Selbsterneuerung, des jugendlichen Hinauswachens über erreichte Stufen, der fortgehenden Bereicherung aus allem Menschlichen. Mit der Länge des Krieges ist die Kraft der Selbstkritik stark gewachsen: wir hören aus dem Felde und aus der Heimat immer deutlicher die Stimmen, die uns den Fortbestand all der trüben, schwachen Seiten des Volkslebens, der sinnlichen Zügellosigkeit und der klüftigen Selbstabhebung, der bürokratisch-militärischen Engherzigkeit und der nur den eigenen Kreis achtenden Kleinkreisigkeits usw. melden. Es gilt von allem Anfang an einen Kampf gegen diese Schäden, einen offenen Blick für die Gefährdung unseres inneren Friedens durch den unsozialen Geist, unserer Volksgeundheit durch die Zügellosigkeit. Und eben dazu bedarf es einer Kraft des Tragens, damit Mut und Vertrauen sich nicht breche an den Enttäuschungen.

Wir sind überzeugt davon, daß solche Kraft zum Tragen des aufgeriegelten Kreuzes und der bleibenden Schwächeheit unseres Volkes nur dadurch werden kann, daß in den führenden und bestimmenden Persönlichkeiten in jeder seiner Schichten ein Doppeltes sich findet: die Klarheit, auf deren Grunde, wie Bismarck sagte, das Gottvertrauen erwächst, und das Trauen auf die Gnade, die unsere Schwäche in Stärke verwandelt. In beiden aber ist das Wesen christlicher Frömmigkeit beschlossen.

Wir brauchen fort und fort der Geister, die eine umgetriebene Arznei besitzen über die Grenzen der eigenen Anprüche und Rechte und über die Schranken der Volkswelt. Wir kennen ja die Rede: „Wenn es einen gerechten Gott gibt, dann muß er unsere Feinde strafen, dann muß er uns einen völlig gesicherten Frieden schaffen“ usw. So stellt man sein Gottvertrauen auf Bedingungen, deren Erfüllung doch völlig ungewiß ist. Nur die volle Klarheit über die wohlerdienten Demütigungen unseres Wesens und über seine Erneuerungsbedürftigkeit gibt jenes unbedingte Gottvertrauen, in dem unsere Kraft zum Tragen des Kreuzes wurzelt. In der Schule des Kreuzes Christi, im Heiligtum der Schmerzen, in dessen Mittelpunkt es steht, gewinnen die wahrhaft starken Geister jene Tragkraft, die in allen Veräußerungen und Enttäuschungen des Lebens immer Erziehungsmittel der göttlichen Weisheit achtet und spricht: „Läßt auf, ich will's gern tragen“.

Es ist gewiß, daß nur einmal gebrochene Kräfte wahrhaft starke Kräfte zum Tragen sind. Schon die Griechen erkannten in der Olympia, in der Selbstüberschätzung die Quelle der Ohnmacht. Was uns für die kommende harte Zeit not tut, das sind nicht die künftlich ungebredene, naiven Kräfte — wie sollten sie sich behaupten angesichts des Chaos unlösbarer Rätsel, die uns dieser Krieg im Ganzen und in den einzelnen Familien aufgibt? — sondern die durch das Bewußtsein der eigenen Schuld, des Abstandes vom Ideal, der Unzulänglichkeit der natürlichen Art gebrochenen und durch Gottes Gnade wieder aufgerichteten Kräfte. Die brechen sich nicht mehr an den Widerständen der menschlichen Schwäche, mit der sie rechnen, auch nicht an den bitteren Enttäuschungen des Schicksals — sie empfangen sie mehr, als ihre Taten wert sind — die werden durch die Widerstände nur bestärkt in dem verordneten Kampf: „Läßt dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig.“

Selbstsame Zumutung an ein Volk, das sich eben durch Einsack aller seiner Kraft, durch heldentümliche Selbstsacrifizierung beauptet gegen eine Welt von Bosheit! Es ist unsere festste Überzeugung, daß der Friedensschluß eine Reaktion des Gefüls gegen die erzwungenen Abhärtungen bringen wird, daß wir erst dann voll empfinden werden die unerhörten Opfer, die uns zugemutet sind und erst recht zugemutet werden, wenn die Liquidation der Schulden erfolgt. Und eben dazu und zu den hochmütigen Erneuerungen deutscher Art bedürfen wir nicht weniger der passiven als der aktiven Kräfte. Deshalb dünkt es uns die beste Neujahrsbitte, einzustimmen in das Gebet des Apostels Paulus (Eph. 3, 16): Dass der Vater unseres Herrn Jesu Christi uns Kraft gebe, stark zu werden durch seinen Geist nach dem inwendigen Menschen.



Vom Kriegschauplatz in den Bergen: Deutsche Schneeschuhläufer-Patrouille. Nach einem Gemälde von Alexej. Welle.

Die deutsche Verwaltung in Belgien. Von Ulrich Rauscher.

Die Lage der Lütticher Forts hat sich nicht verändert, und die militärische Situation des Landes ist für unsere Heere immer noch glänzend. Das Kriegsministerium dementierte aufs entschiedenste die Nachricht des „Allgemeinen Handelsblad“, wonach mehrere Lütticher Forts in den Händen der Deutschen seien. Das steht im amtlichen belgischen Bericht vom 19. August 1914.

Um Tag darauf, am 20. August, wird der amtliche Bericht ebenso lang wie inhaltslos, nicht eine tatsächliche Bemerkung steht in den vielen Sägen, die plötzlich in der Beteuerung gipfeln: „Natürlich sind wir nicht geschlagen. Wir bereiten uns darauf vor, den Feind unter den bestmöglichen Bedingungen zu schlagen!“

Aber am 8. August war auch das letzte Lütticher Fort gefallen, am 20. waren unsere ersten Truppen in Brüssel eingezogen, und am 26. hatte der Kaiser den deutschen Generalgouverneur in Belgien ernannt.

Um 1. September verließ eine Kolonne von ungefähr zehn Kraftwagen Aachen: der neue Herr Belgiens mit Adjutanten und Zivilstab, darunter die Leiter der drei heutigen Centralbehörden, Erzherzog v. Sandt, Gesandter von den Landen und Geheimrat v. Lumm. Die Eisenbahnen waren mit Truppentransporten so überfüllt, daß manche Züge von Herbstal nach Lüttich, also für eine Strecke von 40 km, 26 Stunden brauchten. Die Straßen entlang rauschten die Schauplätze erbitterter Kämpfe gegen offene und versteckte Feinde, der Nachhall der Schlächten lag noch über dem verstrumten Land, in der Nacht vom 25. zum 26. August war der Aufmarsch in Löwen ausgetrocknet und niedergeschlagen worden, durch dessen Schutthaufen nun der neue Generalgouverneur fuhr.

Gleich nach der Ankunft in Brüssel setzten sich der Staatssekretär Dr. Helfferich und der Gesandte von den Landen im Vestibül des Parlaments, das jetzt Wachstube geworden war, an einen roh zusammengezimmerten Tisch und entwarfen die Proklamation des Generalgouverneurs an die Belgier. Die feindlichen Heere hatten sich nach Antwerpen zurückgezogen, der Kampf auf belgischem Boden war nicht aderrißen, aber der General-



Eine natürliche Tressenstellung.



Ein Blockhaus.

gouverneur sprach zu den Bewohnern des besetzten Gebiets im Namen des Friedens, solange sie selbst ihn halten würden. Strengste Strafe für jede feindselige Haltung, rücksichtslose Niederwerfung jeden Aufzugs oder Widerstandes — das hatten die Brüsseler am Schießal Löwens erfahren — aber Schutz einem jeden, der friedfertig seinem Erwerb nachgeht. Der Aufzug, dessen Programm noch heute gilt, schloß mit den Worten: „Von niemand wird Verleugnung seiner vaterländischen Gesinnung verlangt, wohl aber eine vernünftige Zögelmäßigkeit und unbedingter Gehorsam gegen die Anordnungen des Generalgouvernements. Von Eurem Verhalten ... wird es abhängen, ob die neue Verwaltung Euch und Eurem Land zum Segen gereicht.“

Nicht ein Jahr später hat der Generalgouverneur Freiherr v. Bissing nach denselben Richtlinien seinen „Offenen Brief“ an die Belgier geschrieben.

Ist die neue Verwaltung den Belgern zum Segen gereicht? Schon Monate ist sie nun im Amt, und es ist nicht überschweinlich, wenn man einmal das Faß ihrer Arbeit zu ziehen verucht. Will man das aber tun, so muß man gleich zu Anfang die Grenze zeigen, über die keine Wahrnehmung seiner Verwaltung hinauswirken kann: diese Grenze ist durch die Küste bestimmt. Belgien ist heute in die wirtschaftliche Absperzung Deutschlands mit einbezogen, aber es fehlt ihm das Eigenleben, das aus den kämpfenden Reichs eine gewaltige Werkstatt gemacht hat. Die Kriegsindustrie verarbeitet bei uns daher den Vorrat an Rohstoffen und tausenderlei verarbeitetes Material noch einmal. In Belgien war großer Ausverkauf, die gelösten Summen liegen mehr oder weniger untätig in den Barten, die Fabriken seien, weil die meisten nur leben und tätig sein können bei freier Ein- und Ausfuhr.

Wenn man die Regierung des Generalgouverneurs von ihrem belgischen Bürtchenkreis aus ansieht und ihre Aufgaben für das Reich als selbstverständlich voraussetzt, so ergeben sich drei Kardinalpflichten: es mußte im offiziellsten Land Ordnung geschaffen werden; es mußte für eine exträgliche Gegenwart gesorgt und es mußte die Zukunft im Auge behalten werden.

Ordnung galt es vor allem im staatlichen Leben, in den Behörden und öffentlichen Betrieben zu schaffen. Diese Aufgabe



Armierungstruppen beim Empfang des Mittagessens.

Vom Kriegsschauplatz in den Vogesen. Nach photographischen Aufnahmen von Max Wipperling, Elberfeld.



Um der Weltfront: Soldaten gehen in Stellungsschreie. Rechts im Hintergrund ein englischer Zeltlager, links plätschende englische Schrapnells.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsmaler Max Rosel.

beden herbeigeschafft worden. Der Kohlenbergbau, dessen rüstiges Fortbestehen zwei Provinzen das Leben gerettet hat, war tot, als die deutschen Heere Belgien von den Franzosen säuberten. Heut hat er wieder nahezu 80 Prozent der Friedensförderung erreicht und ist einer der wenigen Wirtschaftszweige, denen über Deutschland ein Export ins neutrale Ausland möglich ist. Und neben ihm steht die Landwirtschaft, auf deren Hebung alle Kraft verwendet wurde, und die in diesem Kriegsjahr, obgleich im Ackerlanden noch geläufigt wird, mehr Brotrucht geliefert hat als im Frieden. Auch auf diesem Gebiet, das in solch trüppen Zeiten wohl einen Zwang hätte dulden müssen, hat der Generalgouverneur auf alles gewaltsame Zugreifen verzichtet; und, wie der Erfolg lehrt, verzichten können. Er hat das Mittel eindringlicher Belohnung angewandt; er hat für die belgischen Bauern ein eigenes Blatt „Der Landmann“ gegründet, dessen sprunghaft um sehntausende wachsende Auflage am besten lebt, wie begierig die Landbevölkerung zugegriffen hat, als ich ihr einmal eine leitende Hand entgegenstreckte. Belgien bedarf natürlich immer noch der Einfuhr von zwei Dritteln seines Broterbrauchs; aber was unter der Kontrolle der Zentral-Kontrollkommission heute in den Scheinen der belgischen Bauern liegt, ist eine Nahrungssreserve, die es nie wieder zu solch schlimmen Zuständen kommen lassen wird, wie sie im Herbst 1914 mit allen Zeichen der Hungersnot über Belgien hereinbrachten.

Die hauptsächliche Versorgung Belgiens mit Brotrucht wird befehlsmäßig von der amerikanischen Commission for relief geleitet, einer Organisation, der England dies Entführungsprivileg zubilligte gegen die Zufügung des Generalgouverneurs, von einer Requisitionierung dieses Getreides abzuwehen. Es ist dies eine der seltsamsten Erscheinungen des Kriegs, dies neutrale Hilfswert, das in seinen Wirkungen fast an Manöverbestimmungen erinnert: Es wird angenommen, die Brüder über den Fluss A existieren nicht. So wird angenommen, es gäbe keine Brotrucht in Belgien, nämlich für die Deutschen, die auf das Brot aus der Heimat angewiesen sein sollen, während ringsum Überfluss an Weizenbrot herrscht. Uns will England einen Gummitank aufzwingen; aber die Autoren der Herrn von der Kommission saufen mit Gunnoli durch das Land. Wir fahren mit den seltsamsten Benzinerzämmeln, aber die Kommission hat ein Benzin wie nur je im Frieden. Für uns scheint die Welt nach Westen zu wie mit eisernen Mauern verbaut; die Herren der Kommission verhandeln heut in London, morgen in Rotterdam und übermorgen in Brüssel. Die Kommission ist wie eine Art legales Bindemittel zwischen den Nationen, die fast alles Gemeinsame verloren haben, und in ihrer Existenz liegt ihr Verdienst ebenso sehr wie in ihrer Tätigkeit.

Nicht nur das Brot, alles ist natürlich in Belgien knapp geworden und verlangt eine Sparsamkeit, zu der sich der einzelne ohne Zwang kaum versteht. Aus diesem Grunde, und weil eine Menge von Betrieben nicht unter der alleinigen Obhut uns feindlich Gesinnter blieben konnten, entstanden neben den drei großen Behörden, der

Zivilverwaltung (die ein um Justiz, Landwirtschaft, Schule und Handel vermeintes Ministerium des Innern ist), der Politischen Abteilung (dem Auswärtigen Amt) und der Kriegsabteilung (dem Finanzministerium, allerdings ohne Etatbestimmung, die der Zivilverwaltung zufiehrt), eine Frucht-Zentrale errichtet, die Bantens unter Aufsicht oder Verwaltung gestellt ebenso wie die Gas- und Elektrizitätswerke, die Zechen und Hütten und die Fabriken wichtigster Art. Es geht ein eindeutlicher Wille zum Haushalten durch die Verwaltung, oft im deutschen, noch öfter im belgischen Interesse. Ein Land, dessen Einwohner wohl die Ruhe

halten, aber besonders in den Städten, und da wieder vor allem in Brüssel, unter Patriotismus Sabotage versteht, muss auch gegen seinen Willen zu seinem Besten angehalten werden. Solange es Unternehmer gibt, die im Besitzern der Straßen ihres eigenen Bezirks nicht den Nutzen ihrer Landsleute, sondern einen Vorschub für deutsche Kriegshandlungen sehen, bedarf es eines zentralen Willens, der befiehlt und nötigenfalls zwingt! Und die Zukunft dieses Landes, das heute wie eine Insel im europäischen Blutmeer liegt? Der Generalgouverneur ist der Herr der Gegenwart, aber der Gedanke beherrscht alle seine Handlungen: wie wirken sie in die Zukunft aus? Über ein positives Programm kann und soll hier nicht gesprochen werden. Aber sein negatives darf auf die Formel gebracht werden: Niemals Raubbau treiben! Dies Programm war gerade jetzt wieder entscheidend, als der Tribut festgesetzt wurde, den Belgien dem Krieg zu leisten hat: die monatliche Kontribution. Es ließe sich leicht der Standpunkt einnehmen: auf der Kontribution bestehen wir nach Zug und Recht; woher das Geld kommt, ist uns einerlei. Also Kopfsteuer oder Verdreifachung der bestehenden Steuer oder eine ähnliche harte, aber schnelle Maßregel. Nicht so der Generalgouverneur. Er sah über den Augenblick hinaus, und wie vor einem Jahre war die Überlegung ausschlaggebend, daß

nur ordnungsgemäße Bewirtschaftung des okkupierten Landes dauernden Erfolg verspreche, wie lange auch die Okkupation währen möge. So ist auch diesmal wieder die Kontribution nicht der breiten Masse auferlegt worden,

sondern die Provinzen als Bantens als

Geldgeber bringen die 480 Millionen im Jahre auf.

Man macht sich nur schwer eine Vorstellung von Überschwemmung mit Bettelbriefen, guten Ratshlägen und Beschimpfungen, Beschimpfungen, Beschimpfungen, denen der Generalgouverneur, in dem sich die deutsche Verwaltung in Belgien verkörpern, täglich ausgesetzt ist. Jede seiner Maßnahmen, und wäre sie klar und lauter wie der Tag, unterliegt Verdringungen und Missdeutungen, die kaum zu begreifen sind. Ein gutes Beispiel dafür war die Art, wie die feindliche Presse die Aufhebung des Verbzwangs innerhalb des Generalgouvernements (mit einigen Ausnahmen) aufnahm. Das war nun eine Maßregel, die dem Armen Geld sparte, die für Handel und Wandel so notwendige Freizügigkeit wiederherstellte, auf dem Lande den Schulbesuch ermöglichte und die Eintaufzüge in die Städte, kurz, nun eigentlich wünschte. Und was sagte die feindliche Presse? Der Generalgouverneur hätte die Polizei kontrollieren müssen, um damit — so und so viele Landsturmänner zu sparen! Das wird so bleiben, halb Dummeheit, halb Ironie, und wenn die deutsche Verwaltung in

Belgien mit Engelszungen redete und Apostolstaten verübt. So muss es ihr genügen, daß sie geleistet hat, was menschenmöglich war: sie hat aus dem Chaos die Ordnung wieder herausgeholt, die belgische Gegenwart erfüllt ermöglicht und erträglich gemacht und der Zukunft Belgien allen Widrigkeiten zum Trost einen Abbruch getan.



Das Essen wird in die vorderste Stellung gebracht. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Fritz Groteweyer.

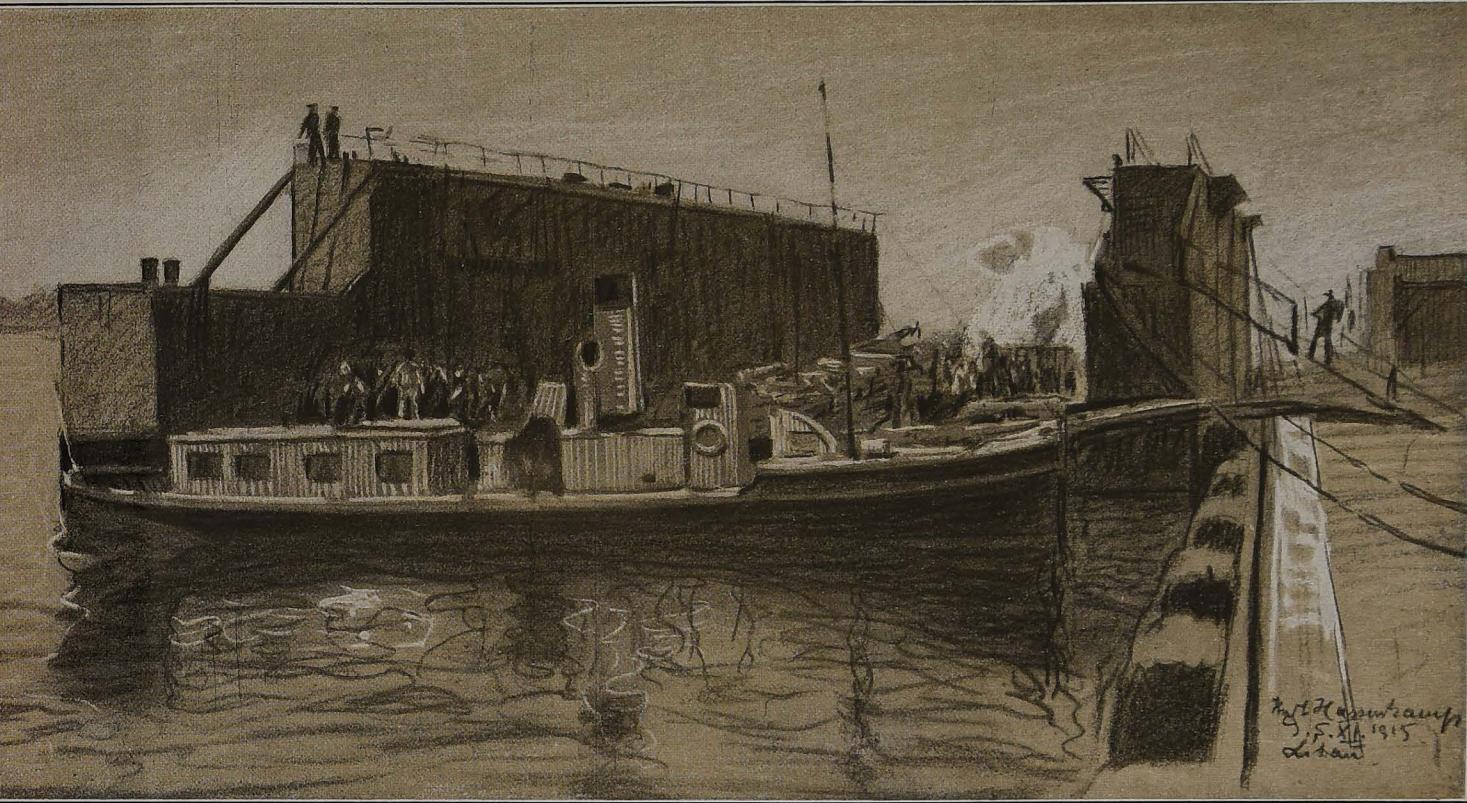


Eine Feldschmiede in Tätigkeit. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Fritz Groteweyer.
Vom Kriegsschauplatz in Westflandern.

Frucht-Zentrale errichtet, die Bantens unter Aufsicht oder Verwaltung gestellt ebenso wie die Gas- und Elektrizitätswerke, die Zechen und Hütten und die Fabriken wichtigster Art. Es geht ein eindeutiger Wille zum Haushalten durch die Verwaltung, oft im deutschen, noch öfter im belgischen Interesse. Ein Land, dessen Einwohner wohl die Ruhe

Libau unter deutscher Flagge.

Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem bei der Ostseeflotte zugelassenen Marinemaler Kurt Hassenkamp.



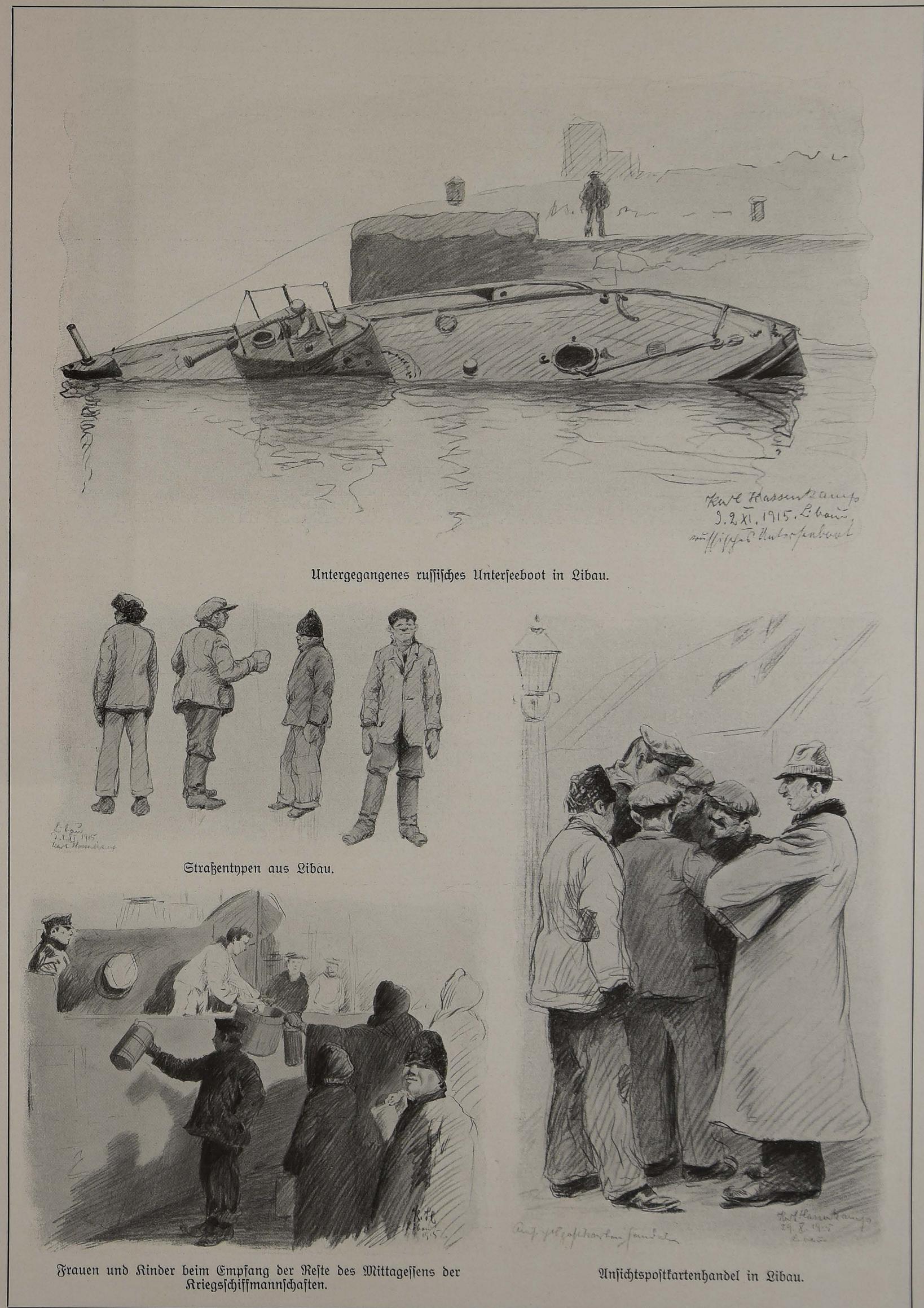
Ein von den Russen im Libauer Hafen versenktes und von unserer Marine wieder gehobenes Schwimmdock.



Libau mit Hansabrücke und Heilige-Dreifaltigkeits-Kirche.



Roßländerschiff im Hafen von Libau. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Mittwoch“ Zeitung“ Gust. Hoffentampf.



Weltwende. Der Roman eines Volkes.

Von Karl Hans Strobl.

(13. Fortsetzung.)

Seinen letzten Mülhausener Abend verbrachte Firmkranz in der Familie seiner Braut. Es war ein wenig erfreuliches Beisammensein. Herrn Brosam gingen vielerlei Sorgen durch den Kopf, die ihn den Blick nach innen zogen und die Lippen zäh aneinander haften ließen. Wenn man nicht sein Leben so ganz auf das Gedeihen Deutschlands gestellt hätte, so hätte man sich nur darüber freuen müssen, daß für das Elsaß die Stunde der Erlösung gekommen war. So aber wuchs Kraut und Unkraut auf dem Acker der Zukunft doch ein wenig wach durcheinander, und man wußte nicht, ob man das Kraut so ganz sauber vom Unkraut wegscheiden könnte.

In Frau Brosam war die Erinnerung an die Berliner Unbill zu einem großen, zähen Klumpen aufgequollen, und alle diese durch die Straßen hastenden oder im Gleichtakt marschierenden Soldaten wurden ihr zu Abbildern der Gewaltsamkeit jenes uniformierten Bösewichts Unter den Linden.

Auch Madeleine war schweigsam, und so vergingen Firmkranz' Bemühungen um den Aufschwung des Gesprächs immer wieder zu einem Ermatten. Er hätte diesen letzten Abend gern eine strahlende Weihe gegeben, aber gerade heute fühlte er sich an diesem Tische fremder als je, und seine innig gewordene Liebe empfand dies als schmerzlichen Verlust einer Stunde, die segnungsreich hätte sein können.

Nach dem Abendessen ging Madeleine unaufgefordert ans Klavier und begann zu singen. Das Lied der Mignon wuchs so innig aus ihrem Herzen, daß man beinahe vergessen hätte, wie sorgsam dieses Lied berechnet und auf den theatergemäßen Eindruck gestellt ist. Dann wirkte sie in kleinen duftigen Wölkchen das Sommernachtsgewitzer der Philine heraus.

„Titania ist herabgestiegen“... der ganze Staccato-Leichtsinn flatterte durch die offenen Fenster davon und verfing sich in die dunklen Baumwipfel. Der Faun und die Nixe, die einander an dem ovalen Brunnenbecken gegenüberstanden, noch aus der guten, alten Zeit her, wo irgend ein Erzbischof hier ein verschwiegene Landhaus und einen Park besessen hatte, diese beiden alten Sandsteinwesen stiegen von ihren Sockeln zu einer Gavotte auf den knirschenden Kies herab.

Firmkranz bat Madeleine um ein schlichtes deutsches Volkslied: „Sah ein Knab ein Röslein steh'n,“ oder „Am Brunnen vor dem Tore“... „Nein,“ sagte Madeleine, „nun ist's genug.“

Sie schloß das Klavier, unwillig, als sei ihr etwas Unpassendes zugemutet worden, und ging dann ohne weiteres aus dem Speisezimmer über die breiten Treppen in die Gartennacht.

Firmkranz folgte ihr, aber es war gar nicht bräutlich und abschiedsbang, wie sie ausschritt, so daß er neben ihr herlaufen mußte. Erst am Gartengitter, das mit vielen Ranken und Schnörkeln um steile Eisenstäbe griff, und wölbten Hallen über sie, deren Gewölbe von unzähligen sanften Lichtern erhellt waren. Etwas Verächtliches und Armseliges war tief da unten und da hinten: Mützen und Kälte und Abgeschiedenheit. Von einem Strom von Zärtlichkeit waren sie umhüllt, innigste Menschennähe ersehnd, verkrampften sie sich ineinander.

„Oh du... diese Nacht... die letzte!...“

„Denk' an mich... denk' an mich!...“

Er hob ihren Kopf, fand den Mund, küßte die Lippen der bräutlichen Braut. Und Leben und Tod, Not und Glück standen im Dunkeln, bereit, zwei Menschen zu segnen.

Da straffte sich der Leib des Mädchens zur Abwehr, sie zog sich zusammen, löste sich von ihm. „Nein... Nein...“ Er sah ihre Augen, den schmerzlichen Mund, dann lief sie fort, und das Dunkel fiel hinter ihr zusammen wie ein Vorhang von Samt — Welt und Blut sangen hoch aufrauschend der Flüchtenden nach. Dann wurden alle Sterne kalt, alle Blüten weck und tot, die Nacht drohte feindlich und tückisch.

Ein Geräusch raschelnder Zweige berührte Firmkranz von ferne. Er sah einen kleinen, grauen Schatten aus den Büschen geschmeidig auf den Weg gleiten. Es war François, der Kater, der auf einem nächtlichen Zuge daherkam und nun verdutzt und mißtrauisch anhielt, als er den Menschen in seiner einsamen Verlorenheit stehen sah...

Marianne, die von ihrem Großvater wußte, daß Firmkranz in dieser Nacht abreisen müsse, lag wach in ihrem Bett und hörte, wie er nebenan in seinem Zimmer wirtschaftete. Die Stühle rückten mit leisem Scharren, nun gingen seine Augen und seine Hände zum letztenmal über die alten Dinge hin. Die Schublade der Kommode meldete sich mit ihrem verdrossenen Quicken. Es war sonst so still im Haus, daß sie sogar hörte, wie das Schloß der Handtasche einschnappte.

Da es einen Augenblick still geworden war, wußte sie, daß er nun mitten im Zimmer stand und sich umsaß, ob nichts vergessen worden sei.

Und gleich darauf öffnete er die Tür und ging die Treppe hinab.

Marianne sprang aus dem Bett und sah ihm vom Fenster aus nach, wie er über den öden Hof ging und unter der großen Laterne in der Toröffnung verschwand, und es war etwas an alledem, vielleicht der Verlauf der Schatten oder dieses Unwirklichen des öden Hofes, das sie an ihren seltsamen Traum erinnerte. Sie ließ ihn gehen und verriet durch nichts ihre Rückkehr. Denn das wußte sie, daß er von Madeleine kam, und so sollte der Hauch des Abschiedes durch nichts von seiner Seele gewischt werden.

Nach Marianne's Abschied wurde Johannes Fiedlers Leipziger Leben leer und sinnlos. Was früher verwirrend reich gewesen war, Arbeit und Studium, die Problematik des Daseins, lief nun in wenigen ärmlichen Linien durch den ungeheueren kriegerischen Lärm. Daß Marianne nicht mehr da war, nahm allen Dingen den Kern ihres Bestandes. Alles hing entwurzelt in der Luft, und die Medizin war entgöttert. Wenn ihm jemand gesagt hätte, seit Marianne's Abreise sei der Pythagoräische Lehrsatz abgeschafft und

längst wieder auf ihren Sockeln gegenüber. Im matten Sternenlicht reckten sie einander die verwitterten Arme entgegen, rieben sich mit steinernen Gebärden des Verlangens, und angesichts dieser vernachlässigten, dem Verfall nahen Herlichkeit von einst riß sich eine abgrundtiefe Trauer in Madeleine auf. Es schien ihr, als sehe sie hier das Geschick Frankreichs im steinernen Gebilde. Nun würde das Land verwüstet werden, alle Schrecken des Krieges würden darüber hinfahren, seine Reste würden verwittern und zerfallen.

„Du glaubst selbst nicht an den Sieg Frankreichs“, sagte Firmkranz. Es war ihm eine bittere Freude, den Stachel noch tiefer einzubohren. „Niemand hat es zu diesem Krieg gezwungen. Wie in einer furchterlichen Verzauberung hat es seit Jahrzehnten auf ihn hingearbeitet. Nun hat es seinen Willen, nun muß es die Folgen tragen.“

Sie hatten sich wieder auf den dunklen Binnenweg gewandt, und noch schwerer und dichter als vorhin lag der Duft der Blüten zwischen den Buschmauern. Allen Büscheln und Klumpen entquoll er in unaufhörlichen Strömen und drang ins Blut, daß es zärtlich und leicht in wunderbarer Belebtheit gegen die Wände des Körpers drang. Nie hatte Firmkranz seine Liebe zu dem seltsamen, unerreichbaren Mädchen so innig empfunden, und nie war er ihr so bitter böse gewesen. Es wäre ein leichtes gewesen, jetzt vom Tode zu sprechen und sie dadurch schwach und weich zu machen. Aber Firmkranz wollte keine Empfindsamkeit zum Helfershelfer seiner Sehnsucht, er verhärtete sich und beschloß, Madeleine die Erinnerung an diesen vergeudeten Abend wie eine Strafe zurückzulassen.

Wenn ich falle, wenn ich falle, so ging es in ihm, dann mag sie sich damit abfinden, wie es ihr gelingen will, und das Herz mag ihr erstarren. Neben ihm zitterte ein weher Ton durch Duft und Dunkel. Wie ein Schluchzen, das sich nicht mehr dämmern läßt, das sich löst und blind ist vor Schmerz. Hatte bloß Gedächtnis seinen Weg gefunden, hatten die Seelen einander wortlos berührt, und vor die eine in der Erkenntnis dessen, was sie der andern getan hatte?

Und plötzlich flammte die ganze Welt auf.

Madeleine war da, an ihm, in ihm, mit allen Gliedern an ihn gedrängt, sie hing an seinem Hals, weinte bitterlich, stammelte, schluchzte. Ihre Stirn lag an seinem Mund, ihr Leib war eine heiße Welle.

„Muß ich dich hergeben... dich... dich...“

Der Sternenhimmel sang und duftete, die Büsche wuchsen hoch und wölbten Hallen über sie, deren Gewölbe von unzähligen sanften Lichtern erhellt waren. Etwas Verächtliches und Armseliges war tief da unten und da hinten: Mützen und Kälte und Abgeschiedenheit. Von einem Strom von Zärtlichkeit waren sie umhüllt, innigste Menschennähe ersehnd, verkrampften sie sich ineinander.

„Oh du... diese Nacht... die letzte!...“

„Denk' an mich... denk' an mich!...“

Er hob ihren Kopf, fand den Mund, küßte die Lippen der bräutlichen Braut. Und Leben und Tod, Not und Glück standen im Dunkeln, bereit, zwei Menschen zu segnen.

Ein gewisser Peter Zilius aus der Gegend von Lyck war bis in diese Tage als eine Art Parzival oder Schlemihl, jung, tumb und ungeschickt, in Hör- und Seziersälen der Semestergenossen Belustigung und Witzscheibe gewesen. Seine ostpreußische Heimat hatte ihm zu der vierschrötigen Gestalt eines Lands- und Ackerknets eine höchst mäßige Begabung für die Wissenschaften mitgegeben, so daß er allgemein für das unglückseligste Suppenhuhn im ganzen Bereich der Medizin galt. Aber es erging ihm wie dem häßlichen Entlein. Da seine Zeit gekommen war und der Sturmwind der Ereignisse ihm unter die Flügel fuhr, entfaltete er sie, und das armselige Suppenhuhn war königlich in einen Adler gewandelt. Über Nacht war Peter Zilius berühmt.

Es kam an dem Abend über ihn, an dem ein Schrei durch ganz Deutschland ging, an dem Abend des vierten August, an dem ein Haß geboren wurde, ein Ungeheuer von Haß, das sich eines Millionenvolkes mit dem Augenblick bemächtigte, in dem man die sechs Worte auf Extrablättern flattern sah: „England hat uns den Krieg erklärt.“ Das war kein langsam durch die Zeiten herangereifter Haß; fertig und gepanzert für eine Dauer von Jahrhunderten sprang er aus dem Herzen der Nation. Seine Wurzeln waren verschmähte Liebe, mißachtete Achtung, und das Grauen war dabei, das den Peter erfassen mag, der erkennt, daß er ein taubes Götzenbild angebetet hat, Erz ohne Seele und Gefühl.

Jemand sagte: „Viel Feind, viel Ehr, so haben wir eben noch einen mehr.“

Das Wort ging in Peter Zilius' ostpreußischen Schädel ein und rumorte gewaltig darin. Er sagte sich nicht mehr, es komme auf den einzelnen nicht an und auf ihn schon gar nicht, da ihm doch Gott zu seinem hinterwältlerischen Gliederbau ein schwaches Gesicht gegeben habe. Hatte ihn das Vaterland früher nicht tauglich befunden, so mußte dieses währliche Vaterland eben jetzt zu seinem eignen Besten gezwungen werden, und so kurzsichtig werde er schon nicht sein, daß er nicht zustoßen könne, wenn er einen Engländer vor der Bajonettspitze hätte.

Peter Zilius ging also hin und nahm einen jungen Unterarzt beiseite, der ihm eine der Probestäbe verschaffen mußte, wie sie bei den Musterungen zur Prüfung der Augen verwendet werden. Und nun machte Peter Zilius die Erfahrung, daß man an die Erwerbung von etwas Wissenswertem nur sein Herz zu setzen braucht, um es sogleich flüssiger und eingänglicher zu machen und das Gedächtnis mit ihm zu tränken. Was ihm mit den sinnvollsten medizinischen Tabellen nicht gelungen war, gelang ihm mit dieser Tafel der Sinnlosigkeit, auf der große und kleine Buchstaben einzeln und in Gruppen durcheinanderstanden wie der Krähwinkler Landsturm: er brachte sie vollkommen in den Kopf.

So ausgerüstet stand er drei Tage vor der Türe des Bezirkskommandos und wartete vergeblich, daß er dazu käme, sich als Kriegsfreiwilliger anzumelden. Der Andrang war zu groß, und Peter Zilius, dessen schlechten Augen wohl auch vielleicht eine günstige Gelegenheit machten entging, sich der Türe zu nähern, wagte nicht, seine ungeschlachten Glieder so blindlings in der Menge zu regen, weil ihm sonst leicht einige zerquetschte Kriegskameraden hätten an den Ellenbogen bleiben können. So entschloß er sich zu einem andern Weg, kletterte abends hinten herum über einige Gartennauern, tappte sich heimlich ins Haus und schlief die Nacht unter der Kellertreppe bei des Feldwebels Kartoffelsäcken. Am frühen Morgen

hatten die Keplerschen Gesetze keine Geltung mehr, so hätte er dies durchaus für möglich gehalten.

Vor dieser sein ganzes Sein zusammenreißenden Katastrophe trat alles andere zurück, und auch der Krieg war vor ihr nur ein kleines und unwesentliches Ereignis. Kanonengebrüll und Hurraschreien aus Millionen Kehlen war ein Gesumme von Herbstfliegen gegen das Krachen des Weltuntergangs in ihm. Dann trat die Erschöpfung seines inneren Menschen ein, und völliger Stumpfsinn nahm ihn aus dem unmittelbaren Erleben hinweg.

So machte er unter seinen Kollegen eine ziemlich sonderbare Figur. Die Universität war zu einem Heerlager geworden, alle Musen hatten Helme auf die Köpfe gestülpt und übten unter Krios Kommando Gewehrgriffe, vom Mund der Professoren floß nicht mehr Milch und Honig der Weisheit, sondern der Flammenstrom des Zornes und der Begeisterung. Mit einem Ruck war die Universität aus ihrem Sommerschlaf erwacht und erbebte bis in ihre entlegsten und entferntesten, am seltensten besuchten Räume. Wo kamen die vielen Hunderte von Studenten her? Die ferienfaulen Treppen erdröhnten vom eiligen Getrampel der Schuhe, alle Türen schlügen wuchtig ins Schloß, die Karyatiden vor dem Eingang sahen auf ein unablässiges Gewimmel. Wer nicht krumm und lahm war an Leib oder Seele, der lief zu den Waffen; da der Andrang so groß war, daß die Militärbehörden nicht wußten, wie sie ihm wehren sollten, galt der als beneidenswert, dem es glücklich war, eingestellt zu werden. Was sonst unter den mannigfachsten Farben, Wahrsprüchen, Namen und Parteigesinnungen der akademischen Freiheit großes Orchester spielte, wobei manchmal jeder Teil auf seiner Tonart so hartnäckig bestand, daß nichts weniger als ein Wohl- und Zusammenhang dabei herauskam, alle diese Grünen, Blauen und Gelben, die Intellektuellen mit ihrem Schiller nach rechts oben zu Friedrich Nietzsche oder nach links unten zu Karl Marx, dieser ganze studentische Ameisenhaufen war auf einmal einer Meinung und eines Herzens. Sämtliche Kriegsbeile wurden begraben, und die ältesten Feindschaften, die bis zur Gründung der Universität zurückreichen schienen, erloschen sanft wie Wachslichten am Weihnachtsbaum. Es war auf einmal sehr belanglos, ob einer auf den Jenenser Bierkomm entwarf, oder ob er zu den Guttemplern gehörte. Über dem Ganzen schwieben der heilige Gambrinus und der Wasserprediger Johannes Hand in Hand und segneten ihre vereinigten Bekennner. Und alle Feinheiten und Windungen der Ehrenkodizes wurden plötzlich ganz ohne Bedeutung gegenüber dem ersten und einzigen Paragraphen des neuen Ehrenbuches, der befahl, für das Vaterland die Waffen zu ergreifen.

Bei dieser allgemeinen Umwälzung fiel so mancher vom Wagen, der bisher obendrauf gesessen hatte, und andere, die ganz hinten bei den Unbeachteten gestanden hatten, rückten höchst augenfällig nach vorne. Ein gewisser Peter Zilius aus der Gegend von Lyck war bis in diese Tage als eine Art Parzival oder Schlemihl, jung, tumb und ungeschickt, in Hör- und Seziersälen der Semestergenossen Belustigung und Witzscheibe gewesen. Seine ostpreußische Heimat hatte ihm zu der vierschrötigen Gestalt eines Lands- und Ackerknets eine höchst mäßige Begabung für die Wissenschaften mitgegeben, so daß er allgemein für das unglückseligste Suppenhuhn im ganzen Bereich der Medizin galt. Aber es erging ihm wie dem häßlichen Entlein. Da seine Zeit gekommen war und der Sturmwind der Ereignisse ihm unter die Flügel fuhr, entfaltete er sie, und das armselige Suppenhuhn war königlich in einen Adler gewandelt. Über Nacht war Peter Zilius berühmt.

Es kam an dem Abend über ihn, an dem ein Schrei durch ganz Deutschland ging, an dem Abend des vierten August, an dem ein Haß geboren wurde, ein Ungeheuer von Haß, das sich eines Millionenvolkes mit dem Augenblick bemächtigte, in dem man die sechs Worte auf Extrablättern flattern sah: „England hat uns den Krieg erklärt.“ Das war kein langsam durch die Zeiten herangereifter Haß; fertig und gepanzert für eine Dauer von Jahrhunderten sprang er aus dem Herzen der Nation. Seine Wurzeln waren verschmähte Liebe, mißachtete Achtung, und das Grauen war dabei, das den Peter erfassen mag, der erkennt, daß er ein taubes Götzenbild angebetet hat, Erz ohne Seele und Gefühl.

Dann trat er tief aufatmend zum erstenmal in das kühle Innere des Baues.

Viele Menschen waren da, standen schwarz und traurig zwischen den ungeheuren Gestalten der Totenwächter, quollen zwischen den Pfeilern hervor,

schoben sich an den Wänden der Gruft dahin, und man hatte in diesem erdrückenden, urweltlichen Traum wirklich die Vorstellung, als seien die Lebenden bei den Toten zu Besuch.

Johannes Fiedler nahm seinen Platz an einem der steinernen Gruftwächter. Er lehnte sich an den granitinen Körper, dem er bis zum Knie reichte, und fühlte die Kälte der Glieder.

Bald darauf verstummte auch das letzte, leise Flüstern der Menschen, und Gesang begann. Von ganz hoch oben kam er her, die Worte eines Psalms sanken stark, wie auf breiten Schwingen von der schmalen Galerie herab, die unter der Kuppel hinlief.

Fiedlers Blicke wurden zur Höhe gezogen, und er sah zunächst die Brüstung, mit der sich der Haupttraum gegen die Gruft abschließt, und sah auch diesen Raum von unzähligen Menschen besetzt, die still und ernst unter den schwelenden Schauern der Musik standen. Hinter all diesen lauschenden, ergriffenen Gesichtern aber sah er eine der vier Riesengestalten, die dem Haupttraum seine Bedeutung geben, die Gestalt einer Mutter, die zwei Kinder an die Brust drückt. Es waren Glieder wie tausendjährige Baumstämme, ein Gigantenzwerg von unerschütterlicher Höhe, eine breite Mütterlichkeit, die das Gebären und Ernähren unzähliger Geschlechter zu verheißen schien.

Mochte hier unten im Gruftraum auch die Trauer um die Gefallenen wohnen, die Angst vor den Masken des Schicksals, dort oben hatte die Urgewalt der Erde, die Mütterlichkeit der deutschen Scholle selbst Gestalt angenommen und verließ unaufhörliche Erneuerung, dahinstromendes Leben des Volkes.

Und mit dem nächsten Lied, dem niederländischen Dankgebet: „Wir treten mit Beten von Gott den Gerechten“, wurde Johannes Fiedlers Blick noch höher gezogen. Er sah die Sänger auf der schmalen Galerie und sah, wie sich über ihnen die Kuppel erhob mit dem Gewimmel ihrer Reitergestalten, diesen Bändern von Reitern, die in Gegenbewegung dahinzogen, ein Ring über dem andern, unzählige Heerscharen von Pferden und Menschen. Die Kuppel wlich im ungewissen Dämmern des sinkenden Abends immer weiter in den Raum, und dieses ganze verschwimmende steingraue Weltentwurf war angefüllt von waffenklirrenden Massen, die einander dröhnen zurieften und dumpf über die Länder stampften, voll Zuversicht, voll Vertrauen auf Gott und den großen Sieg der Gerechtigkeit. Ein unwiderstehlicher Zug war es, der Strom einer unversieglichen Begeisterung und war ein Sinn, der diesen ganzen Raum von der Gruftplatte bis zum Schlussstein der Kuppel belebte. Was hier im Steine Gestalt und Form gewonnen hatte, und was in den mächtigen Tongruppen klang, war ein einziges: Ehrfurcht vor den Rätseln des Seins, Zuversicht in die Kraft des Lebens und der unerschütterliche Entschluß, zu reiten, reiten, reiten, bis der Sieg gewonnen war.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Silvesterständchen in St.-Souplet 1914. Nach dem Leben gezeichnet von dem Sonderzeichner der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ Felix Schwormstädt.

Im Innersten erbebend, erlebte Johannes Fiedler diesen erhabenen Sinn und war selbst wie ein ragender Bau und wie eine Flut von Tönen. Wir wollen reiten, reiten, reiten . . . klang es in ihm, bis der Sieg unser ist!

Ein feines Gewebe von Tönen spann sich nun durch den Raum. Eine Violine sang ein überirdisches Largo von Bach, Trost, Verheißung und Fülle des Lebens. Und wie sich Johannes fester gegen den stummen Wächter lehnte, da fühlte er, wie durch die ungeheueren Glieder Leben rann. Puls nicht Blut in diesem Stein, zuckten nicht Nerven und Muskelfasern in ihm? Hatte der Riese aus dem in seine Poren strömenden Wünschen und Beten von Tausenden von Menschen Odem und Bewegung empfangen? Fast erschrocken schaute Johannes auf und gerade in das auf die Brust gesunkene stumme Gesicht, und da sah er an den zusammengezogenen Brauen, an den Augen und Lippen, daß der Riese ganz nach innen gekehrt, seine Seele, die Seele des Steines, an die wunderbare Silberflut der Musik lauschend dahingeben hatte.

Am nächsten Morgen fuhr Johannes nach Mülhausen.

Es wurde ihm nicht schwer, seine Mutter davon zu überzeugen, daß er als Freiwilliger für das Vaterland kämpfen müsse. Schwerer ward es ihm, Herrn Brosam mitzuteilen, was er zu tun beabsichtigte, aber da der gute Mensch sich seiner angenommen hatte, war es jetzt an Johannes, ihm mit seinem besten Dank für alle Wohlthat über die nächste Zukunft Beseheid zu sagen.

Johannes hatte nicht geahnt, daß Herr Brosam über diese Nachricht so ganz ins Berserkerhafte geraten werde. Aber aller Zündstoff der letzten Tage war minenmäßig in Brosam angehäuft, und gerade Fiedler war es vorbehalten, die ganze Ladung zum Springen zu bringen.

Vor dem Gesicht des Studenten schob der kleine Mann aus seinem Stuhl heraus wie der Teufel aus einer Zauberkiste.

Was, gegen Frankreich wolle er kämpfen, und damit wage er ihm vor die Augen zu treten? Schlimm genug, wenn er zum Militärdienst verpflichtet und gezwungen wäre, die Waffen zu ergreifen. Das müßte man hinnnehmen, weil man es nicht ändern kann. Aber daß er, als ein nicht Berufener, hingeh, um freiwillig gegen Frankreich zu kämpfen, das sei ein Verbrechen gegen die Zivilisation.

Seltsam, wie kühl es Johannes aus dem aufgeregten Gefuchtel seines Wohltäters entgegenwachte. Es geschah etwas, was er nie und nimmer als in der Welt der Möglichkeiten gelegen sich hätte vorstellen können, daß er nämlich wie von einem höheren Punkte auf den Herrn Brosam herabsah.

„Das Vaterland ist in Gefahr,“ sagte er gelassen, „ich halte es für meine Pflicht, ihm meine Kraft und mein Leben zu weihen.“

„So, so,“ schnaufte der dicke, kleine Mann und zerrte an der Weste, als wolle er sie vom Leibe reißen. „Vaterland? Das wahre Vaterland eines Menschen von Kultur, das Vaterland aller Künste und Wissenschaften ist Frankreich, gegen das Sie kämpfen wollen. Und überdies vergessen Sie, was Sie mir schuldig sind. Sie wissen, daß mein Herz, jawohl, mein Herz für Frankreich klopft . . . daß Sie mir ins Gesicht schlagen, wenn Sie Frankreich beleidigen . . .“

Noch höher wuchs Johannes' studentische Schlankeit über den kleinen Spring- und Sprühenteufel. Wenn es so stände, dann müßte er freilich auf den Empfang weiterer Wohlthaten verzichten und die empfangenen als drückende Schuld empfinden. Denn es ginge doch nicht an, daß er sein Vaterland gegen einen Monatswechsel verkaufe und verrate. So verzichtete er denn . . .

Ja, das müsse er wohl, das müsse er unter diesen Umständen, schrie Herr Brosam. Er hielt inne, etwas schien ihm rasch durch den Sinn zu gehen und wieder zu verfliegen. Und sogleich fuhr er noch wütender fort: es sei aus zwischen ihnen, ein für allemal, und er wünsche, einen Menschen nicht mehr zu sehen, der sich, der ihm . . .

Johannes Fiedler wartete die Entwirrung der Redeverstellung nicht ab, verneigte sich und ging. So endete sein erstes Gefecht fürs Vaterland.

Und auf der kleinen Walstatt blieb ein verwüsteter Tempel zurück, ein zerstörtes Heiligtum, in dem die göttliche Gestalt der Medizin von ihrem Sockel gestürzt und zertrümmert war. Aber kein Gedanke des Bedauerns ging zu der traurigen Stätte zurück, denn vor Johannes war ein lorbeerumwundenes Rosenrot von Freiheit und Glück der Einheit in sich selbst und mit den Heeren der Brüder.

Wir wollen reiten, reiten, reiten, sang es in ihm, bis der Sieg unser ist.

Neuntes Kapitel.

Über die Pässe des Vogesenwaldes wimmelte es rot und blau.

Flieger surrten voraus, weit ins deutsche Land hinein, warfen Bomben auf Bahnhöfe und Brücken, spähten nach deutschen Truppen und hinterließen im Weiterschnattern wie die stymphalidischen Vögel ein Gwölk von Pfeilen, die durch die furchtbare Wucht des Falles allein den härtesten bayrischen Schädel durchbohrten wie weiche Pappe.

Aus der breiten Lücke von Belfort quoll es ins Elsaß, Reiter, Geschütze und Fußgänger, so viel sich durch die Pforte zwischen Rhone und Rhein nur durchdrängen konnten.

Als der liebe Gott bei der Erschaffung der Erde eben dabei gewesen war, an dem Antlitz dieser Gegend zu basteln, hatte er sich nach einigem Vorausdenken in die Jahrhunderttausende hinein dazu entschlossen, ein hübsches Waldgebirge von der Saar bis zur künftigen Schweizer Grenze zu ziehen. Es schien ihm immerhin geraten, hier einen ordentlichen Wall aufzustellen, damit die beiden feindlichen Völker, die einmal diessseits und jenseits des Wasgenwaldes sitzen würden, einander nicht so unmittelbar in die Töpfe sähen und doch einigermaßen daran gehindert wären, einander zu überfallen und aufzufressen. Als aber der himmlische Landgestalter bei seiner Arbeit von Norden nach Süden schon nahe zur Schweizer Grenze gekommen war, da fehlte ihm gerade noch eine Handvoll Weltenlehm. Der lag dahinten in einer Grube bei alten Ewigkeiten, verrosteten Sphären, ausgebrannten

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Sonnensystemen, abgelaufenen Zeiten und anderem Kram, die nur durch den Anhauch Gottes wieder zu blitzblanken Neuschöpfungen werden konnten. Und als der Herrgott, seinen blauen Mantel mit der Linken zusammenraffend und in der Rechten seinen tüchtigen Klumpen Weltenlehm, wieder an die Arbeit ging, da kam ihm das kleine, naseweise Englein in den Weg, aus dem später der heilige Ludwig von Frankreich werden sollte. Nun war dieses Englein in Anbetracht seiner künftigen Berufung ein recht verwöhnter Himmelsfratz, denn wie allen verzogenen Erdenkindern vor allen Dingen, die ihm gefielen, nichts näher lag als das begehrliche: „Mir auch.“ Als das nackte Flügelenglein in der Hand Gottvaters den glitzernden, von künftigen Sonnen duftenden Weltenlehm erblickte, da wollte es wissen, was das sei. Gütig gab ihm der Herrgott Auskunft. Aber kaum hatte das begehrliche Englein erfahren, daß aus diesem glitzernden Klumpen, der kaum das Wachsen verhalten konnte, ein Waldgebirge zu machen sei, da begann es zu strampeln und zu greinen. Gott wolle das schöne Stück Welt an die Grenze setzen, damit auch die Deutschen einmal ihren Anteil daran haben sollten; aber es wolle in seinem künftigen Reich so ein schönes Waldgebirge für sich allein haben. Und wenn es dieses Waldgebirge nicht haben könnte, so verzichte es überhaupt auf Frankreich, und es falle ihm nicht ein, heilig zu werden. Da mußte der liebe Gott lächeln, weil doch selbst so ein Flügelfratz glaubte, den Weltenlauf nach seinem Willen lenken zu können, aber in seiner unendlichen Güte erfüllte er den Wunsch des ungebärdigen Stramplers, setzte ihm den Klumpen Weltenlehm in den Norden seines künftigen Reiches und machte daraus das Waldgebirge der Ardennen. Da er aber gleich darauf vom Erzengel Gabriel in die Gegend des Orionnebels abberufen wurde, wo zwei Sterne hart aneinandergekommen waren, vergaß er ganz, daß auf dem Stern Erde eine Arbeit unvollendet gelassen war, und so hatte es dabei sein Bewenden, daß zwischen den Vogesen und dem Schweizerland eine breite Türe offen blieb.

Und es war, als ob von Gottes unendlicher Langmut an dieser Stelle genug für alle Zukunft zurückgeblieben wäre. Selbst Bismarck, der sonst so manches zurechtzwickte, was in der Welt danebengeraten schien, versäumte es, bei allerschönster Gelegenheit, diese Pforte zu verriegeln. Er hätte freilich nicht mehr den Argonnenwald in das Loch stopfen, aber er hätte die Hand auf Belfort legen und sagen können: „Diese Kanonen strecken die Mäuler von heut an nicht mehr gegen Osten, sondern gegen Westen.“

Das war versäumt, und so spie die Festung Regiment auf Regiment in das Elsaß. Sie zogen bequem durch die breite Lücke, und die dünnen deutschen Ketten konnten ihnen so wenig wehren wie der Bindfaden dem Fleischerkund.

Es gab viele, die in Verzückung fielen vor den roten Hosen und das glaubten, was in den Dörfern mit Zauberschnelligkeit an die Wände angeschlagen war: daß die glorreiche französische Armee gekommen sei, um die Freiheit zu bringen, die deutsche Tyrannie zu brechen und die Herzen von Jahrzehntelangem Druck zu erlösen. Und damit das alles um so eher erfaßt und eingesogen werde, hatten die französischen Heere einen ganzen großen Volksbeglückungs- und Überzeugungsapparat mit: Wagenladungen voll der allerneuesten Lehrbücher der Geographie, in denen Elsaß und Lothringen schon wieder zu Frankreich geschlagen waren, und Atlanten, in denen in der allerbuntesten Buntheit der Landkarten dasselbe bewiesen war.

So zogen sie glorreich durch das Land, und wer ein richtiger Patriot war, der kam ihnen mit einem ausgerissenem deutschen Grenzpfahl oder dem von einem öffentlichen Gebäude herabgeholten Adler entgegen, oder er schlug zum mindesten einen deutschen Briefkasten ein.

Wie sehr die Deutschen durch diese Erfolge betroffen waren, erwies sich daran, daß sie die Freude durch das unsinnige Gerücht zu stören suchten, sie hätten Lüttich eingenommen.

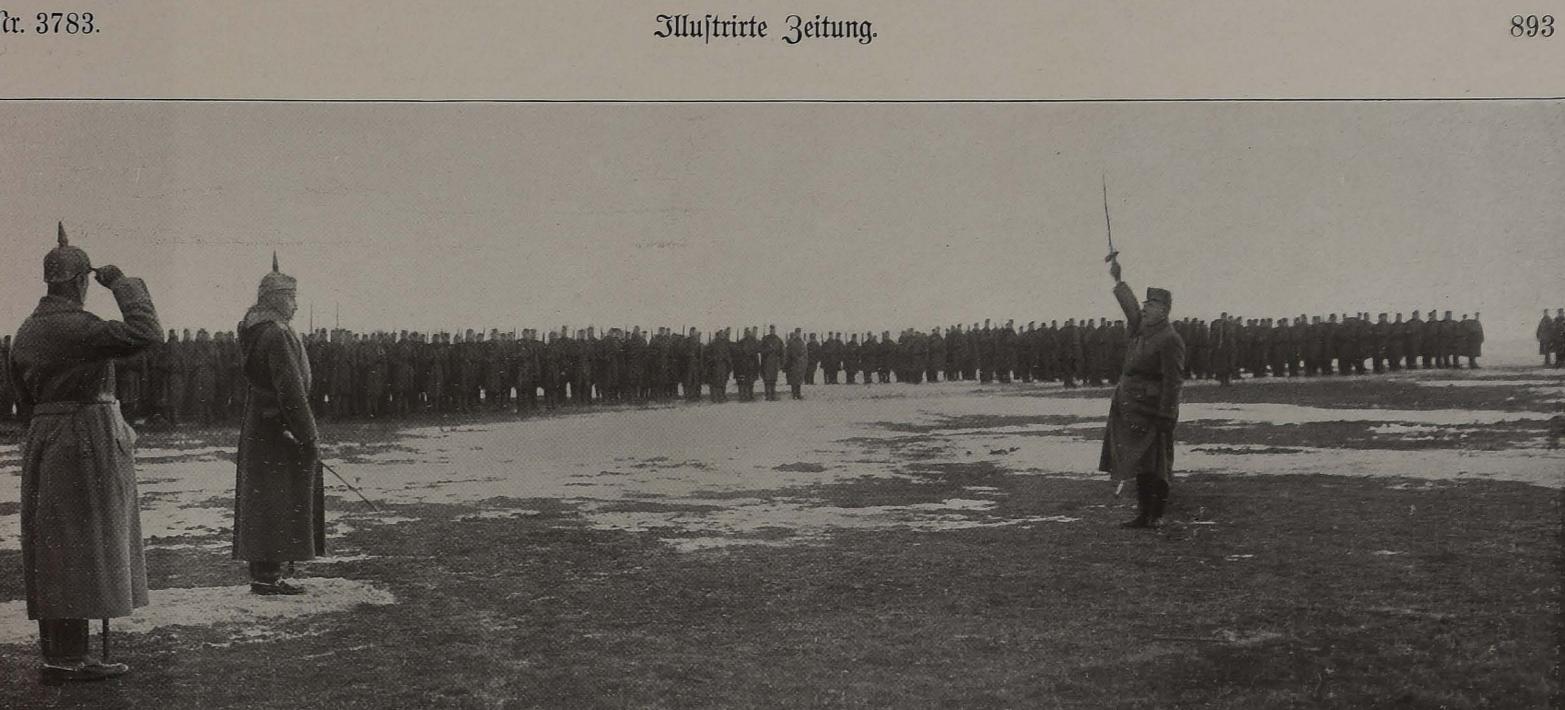
Als sie in Mülhausen einrückten, da sah man an der Seite des Zivilkommissärs, der den Truppen folgte, einen guten alten Bekannten.

Monsieur Jean Baptiste Götterle saß neben Herrn Anatole Milliere im Wagen, und sein ganzes Gesicht war ein Triumphgeleucht, in dem freilich für die, denen kein gut patriotisches Herz im Busen schlug, auch das Wettergewölk nicht fehlte. Und daß er recht wie ein Sieger in eine eroberte Stadt eingezogen war, erwies sich an den Verhaftbefehlen, die gleich in den ersten Stunden nach seiner Ankunft ausgingen und alle ihm jemals mißliebig Gewesenen betrafen.

Herr Kohlmeis war unter den Ersten, die festgesetzt wurden, und an seinem Wege auf das Rathaus stand André Mützle, schrie: „Vive la France“ und hätte ihm gern das Eiserne Kreuz von der Brust gerissen, wenn ihn nicht der Piou-Piou zur Rechten des Verhafteten durch einen Kolbenstoß daran gehindert hätte.

Über diese Verhaftung geriet Herr Brosam aus der freudigsten Erregung in die peinlichste Verlegenheit und machte sich sogleich auf, um den alten Herrn durch seine Fürsprache zu befreien. Aber er mußte erfahren, daß in so stürmischen Zeiten, in denen Jahrzehntelange Tyrannie zu vergelten war, auch das Wort eines guten Patrioten nicht allvermögend sei. Man entließ ihn mit dunklen Andeutungen von verbrecherischen Umtrieben des alten Kohlmeis und dem Hinweis auf verwickelte Staats- und militärische Notwendigkeiten, die den Verbleib in Gefangenschaft begründeten.

Auch Jean Baptiste Götterle, der zu Besuch kam, zuckte die Achseln, als ihn Brosam um Vermittlung ainging. Man dürfe den Gang der Gerechtigkeit nicht beeinflussen wollen, meinte er und machte dabei ein Gesicht, als sei er der Gerechtigkeit erste Hand und vertrautester Kammerdiener, der alle ihr Geheimnisse kenne. Und dann wandte er sich wieder Madeleine zu, mit einem durch den jüngsten Aufenthalt in Paris neubelebten Reichtum an Geist und Galanterie. Aber er fand damit wenig Anerkennung bei dem Mädchen; ihr Zuhören war nicht viel anders, als summe vor ihr ein Windmotor, und wenn sich Jean Baptiste Götterle von ihr eine Art Andromeda oder irgendeine andere von einem Ungetüm befreite Jungfrau erwartet hatte, so sah er sich durch ihr keineswegs verzücktes Wesen grimmig enttäuscht.



Ein österreichischer Divisionskommandeur bringt ein Hoch auf den Deutschen Kaiser aus.

Kaiserparade an der Strypa.

Von Otto Schabbel.

Tagelang hatten wir dichten Schneefall und sibirische Kälte gehabt. Dann gab es Tauwetter und den berüchtigten galizischen Drest. Heute nacht aber hatte es leicht gefroren, und der Boden war hart und glatt, der Himmel blau, aber klar.

Der Blick flog in die Weite. Das ganze hügelige Land, soweit das Auge es überhaut, braune Uferkrüfte. Hier und da hat der Schnee noch seine Rechte zurückgelassen. In den kargen Sonnenstrahlen des frühen Morgens blühten sie auf. Wie ein Leid in Moll ist diese Landschaft; mit einer stummen Sehnsucht, die ergreifend wirkt. In unserem Gefühl werden starke Roten angezögert. Dem schweren Leid hat auf diesem Boden gelegen. Es ist, als seufzte die Landschaft noch darunter. Die Russen sind hier durchgezogen — und sind hier geschlagen worden. Wie tapferes deutsches Blut liegt hier in diesem Boden ringsum. Welche herzliche Saat muß einst hier aufgehen, wenn der Feind abgeschüttet ist!

Deutsches Blut? Waren es nicht alle bündesgenössischen Stämme



Parade deutscher Truppen vor dem Kaiser.



Der Kaiser überreicht einen österreichischen Rittmeister der Windischgräflichen Dragoner das Eiserne Kreuz.



Der Kaiser schreitet die Front der österreichisch-ungarischen Truppen ab.chts v. Bothmer, der Oberbefehlshaber der Kaiserlich Deutschen Südarmee.

Vom Besuch des Deutschen Kaisers bei den Truppen an der Strypa in Ostgalizien. (Phot. W. Braemer.)

zusammen, die durcheinander, ineinander hier stochten, bluteten, siegten? Sie verstanden ihre Syrachen untereinander nicht, die Deutschen und die Österreicher, die Ungarn und die Bosniaten; aber etwas war ihnen allen eins, etwas jauzte in ihnen allen: der Will zum Sieg. Und diese Brüderlichkeit, von vielen Blut besiegt, mähte sie stark und schenkte ihnen den Sieg.

Und heute willt ihnen ein tödlicher Lohn für alle harten Opfer, die sie hier auf galizischen Boden dem gemeinsamen Vaterlande dargebracht haben: der Kaiser kommt! Der Kaiser kommt zu ihnen, die ihr Beutes geben auf diesem Boden.

Dunkle Menschenmauern, stehen sie da in öfennem Bireet. Die blanken Bajonettspitzen funktieren über ihnen. Wie jährlich gepflegt diese treuen Hölter in manch hartem Strauß! Man muß denken: welche Kraft, welcher Schneid liegt in diesen Menschen! Ein heiter Dank quillt einem ins Herz.

Si tomen aus Schnee, Kälte, galizischem Drest, sind herausgezogen aus den Schützengräben, jenseit es die Vorhöfe vor dem nahen Feind erlaubt, und nur stehen sie da, und nichts verrät dem oberflächlichen Auge, daß heile Stunden hinter ihnen liegen: bis Menschen und Uniformen und Waffen blitzen und

blinkten, und die im Schützengraben steif gewordenen Beine wieder gelentig wurden zum alten preußischen Parademarsch. Bärtige Gesichter neben jungem Blut, Kriegsfreiwiligen und allen strahlte es hell von freudiger Erwartung. Wohl in jedes Antlitz hat der Krieg seine Spuren eingeprägt; kein einziger blieb unberührt davon — aber heute ist in allen eine stille Festrohlichkeit.

Autosignale, scharfe Kommandos, ein Ruckstrammt und unbeweglich stehen die Bataillone da und sehen ihrem Kaiser ins Gesicht. Er schreitet die Front ab, und sein Auge sieht jeden einzelnen ins Auge, und dem ist, als fände er ihm ins Herz. Die Mütze schweigt, der klingende Marsch verstummt; nur ein dunkles, tieferes Rollen ist vernehmbar: die Stimme des Krieges tönt aus schweren Mäulern herüber, es ist, als böten deutsche und russische Artillerie dem Kaiser ihren Gruß.

Der Kaiser sagt den Soldaten seinen Dank, und feierlich klingen die Worte in die Runde. Sie dringen ins Herz, man merkt es den Leuten an. Und es sagt ihnen, was unser aller Wunsch und Ziel ist: sagt ihnen, daß wir nicht eher aufhören dürfen, „als bis sie genug haben“.

Tausend Gedanken fliegen zum Vaterland, heiße Wünsche, aufrichtige Bekenntnisse steigen zum blauen Dezemberhimmel. Es ist wie ein stummer, feierlicher Gottesdienst.

Dann werden die herangerausen, die vor den Kaiser unmittelbar treten dürfen. Eine lange Reihe. Jeder einzelne sagt Name, Regiment, Kompanie, und „ausgezeichnet beim Gesicht bei...“ oder „auf Parcoursläufen“. So läßt sich der Kaiser von jedem berichten, unterrichtet diesen oder jenen mit einer Frage, mit einem Scherz, und dann eine kurze, bedeutungsvolle Handbewegung. „Danke gebührt mir, Euer Majestät!“ Gläubige Augen strahlen den ersten Kaiser an, und die Hände umfassen ein blaues Päckchen. Was das bringt, weiß jeder. Es ist ein Schatz für sein Leben.

Immer groß der Kanonendonner. Aber freudige, begeisterte Wünsche überlönen ihn. Aus der Luft kommt das bekannte Surren. Begehrte Blüte spähen zum Himmel. Sollten die Russen wissen, sollten sie wagen? denkt mancher. Über da sind schon die Kreuze an dem leuchtenden Bogel sichtbar. Er senkt sich und landet. Ein Auto bringt den Flieger zum Kaiser. Er erstaunt Meldung, zeigt auf der Karte seinen Flugweg, teilt seine Beobachtungen mit: er kommt vom Feinde. Der Kaiser hört genau zu und fragt viel. Der Flieger Mothes — sonst Rechtsanwalt in Leipzig, wohlbekannt als Sachverständiger in Autoren- und Berlagsstädten — darf stolz sein: der Kaiser selbst hat ihm das Eisene Kreuz Erster Klasse überreicht.

Der Kaiser fährt weiter. Er besucht nicht nur alle seine Truppenteile. Auch die will er sehen, die in Verein mit ihnen kämpfen. Den Bosniaten, den Ungarn, den Österreichern — allen sagt er selbst seinen Dank. Er bringt ihnen die Grüße Kaiser Franz Josephs und hat auch für die Tapfersten dieser Tapferen nicht nur herzliche Worte der Anerkennung. In manche braune Hand drückt er ein Schätzchen, und mit strahlenden Augen zeigen sie sich das kaiserliche Geschenk, eine Medaille am schwarzroten Bande. Danken können sie nicht mit den Lauten ihrer unverständlichen Sprache. Aber in ihren Augen kann man lesen: ihren Dank, ihr Glück, ihren Mut!

Hier an der Styrpa steht der Deutsche Kaiser zum erstenmal auf heiß erungenem Boden. Die Schlachten bei Styr, am Drift-Ubergang, die Kämpfe an der Stota-Lipa und Styrpa — es sind nie vergängliche Meilensteine deutscher Führung und deutschen Muttes. Der kaiserliche Dank gerade an dieser Stelle ist allen wie ein Symbol — und jeder einzelne, ob Deutscher oder Österreicher, ob Ungar oder sonst was, nimmt einen heißen Süßdurst mit sich in den winterlichen Schützengraben. Denn er weiß: wir alle sind eins; wir frieren und wachsen und warten hier — für ein gemeinsames Ziel!

Der Held von Lüttich, General der Infanterie Otto v. Emmich,

† am 22. Dezember in seinem Heim zu Hannover.

aus dem Beileidstelegramm des Kaisers an die Witwe: „Ich bin tief ergriffen durch die Nachricht von dem Heimgange Ihres Gemahls. Es ist uns dadurch ein Offizier verloren, den ich ob seiner vorbildlichen Treue und Hingabe als Soldaten und als Menschen hoch schätze. Wenn die Geschichts- und Schönsten Aufmerksamkeiten dieses Krieges schultern wird Lüttich, St. Quentin, Gatzjen, Polen —, so wird sein Name mit an erster Stelle stehen.“

Nach der letzten, bisher noch unveröffentlichten Aufnahme des verdienten Heerführers von R. Seime.



Bom Besuch des Feldmarschalls Erzherzog Friedrich bei der deutschen Südarmee: Erzherzog Friedrich schreitet die Front österreichisch-ungarischer Truppen ab. (Phot. W. Braemer.)

Kriegschronik.

14. Dezember 1915. (Fortsetzung von der 2. Umschlagseite.)

Südlich von Plewle erstmünten die österreichisch-ungarischen Truppen die montenegrinischen Stellungen auf der

auch die montenegrinischen Stellungen südlich der Brana Gora in ganzer Breite genommen. Eine Kolonne drang in der Verfolgung bis an die Tarachflucht vor und zerstörte bei Glibatz ein feindliches Bataillon. Andere Truppen kamen bis Grab. Auf den Höhen unmittelbar südlich von Berane stehen neben den f. u. k. Abteilungen auch Moslems und Albaner gegen die Montenegriner im Kampf.

16. Dezember 1915.

Bei Vaila wurden zwei kleine Postierungen auf dem Südufer der Aisne nachts von den Franzosen überfallen.

Lieutenant Himmelmann brachte gestern über Valenciennes das siebente feindliche Flugzeug, einen englischen Eindecker, im Luftkampf zum Absturz.

Rußische Abteilungen, die nördlich des Driswiaty-Sees bis in unsere Stellung vorgedrungen waren, wurden durch Gegenangriff zurückgeworfen. In der Gegend des Bereinamündung brach ein Vorstoß des Feindes im Feuer unserer Infanterie zusammen.

Im Gebiete des Korminbaches wies die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand einen russischen Vorstoß ab.

Im Flitscher-Boden bemächtigten sich österreichisch-ungarische Truppen durch Überfall einer italienischen Vorstellung.

Die f. u. k. Truppen waren gestern die Montenegriner auch südlich von Glibatz in die Tarachflucht hinauf.

Andere österreichisch-ungarische Kolonnen gewannen unter heftigen Kämpfen die Höhen unmittelbar nördlich von Bielopolje und das Gelände halben Weges zwischen Novaj und Berane.

Westlich von Ipek hat der Gegner den Rückzug gegen Plaw und Gusinje angetreten. Die Zahl der Gefangenen erhöhte sich auf 900 Mann.

17. Dezember 1915.

Südlich von Armentières stieß gestern vor Hellwerden eine kleine englische Abteilung überwältigend bis in einen unserer Gräben vor und zog sich in unser Feuer wieder zurück. Weiter südlich wurde ein gleicher Versuch durch unser Feuer verhindert.

Russische Angriffe zwischen Narfa und Madijol-Sa brachen nachts und am frühen Morgen unter erheblichen Verlusten für den Feind vor unserer Stellung zusammen. 120 Mann blieben gefangen in unserer Hand.

In der fünfständigen Front haben die Italiener ihre großen Angriffe, die nach verhältnismäßig kurzer Pause am 11. November von neuem einzogen, bis Ende des Monats andauerten und noch in der ersten Dezemberwoche an einzelnen Stellen fortgeführt wurden, bisher nicht wieder aufgenommen. Die Kämpfe können daher als vierte Isongogklaft zusammengefaßt werden. Mehr noch als in den früheren Schlachten galten diesmal die Anstrengungen des Feindes der Eroberung von Götz. In dem vierten Waffengang im Rüttelnden verlor das italienische Heer nach sicherer Zerstörung 70000 Mann an Toten und Verwundeten.



Der Held von Lüttich, General der Infanterie Otto v. Emmich,

† am 22. Dezember in seinem Heim zu Hannover.



Bom östlichen Kriegsschauplatz: Eine deutsche Bagagelkolonne bei Überwindung der Wegeschwierigkeiten in Russland.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ von dem im Osten zugelassenen Kriegsmaler Reinhard Pfäehler von Othegraven.

Quanschikai. Von Geh. Admiraltätsrat Dr. Schrammeyer.

Die Unterbrechung des Jahrtausende alten Kaiserthums der chinesischen Geschichte durch die republikanische Regierungsform ist nach kurzer Dauer zu Ende. Damit, daß der bisherige Präsident Quanschikai die Kaiserwürde angenommen hat, tritt eine neue Dynastie das Erbe der entthronten Mandchus an. Beim der weltgeschichtliche Vorgang sich scheinbar ruhig und ohne störende Verwicklungen vollziehen konnte, so ist dies neben der Klugheit des Herrschers vor allem den Wirkungen des europäischen Krieges zuzuschreiben. Europa und Amerika müssen sich mit der Rolle eines Zuschauers befreiden, wo sie bisher als Alteute hervorzu treten pflegten. Für das innerpolitische Leben Chinas hat der Systemwechsel nur geringe Bedeutung, denn die alte Dynastie war endgültig mit dem Augenblick ihrer Abdankung abgetan, und Yuan, das neu erwählte Oberhaupt des Volkes, führte die Regierung als ein Cäsar, ein Sosza, ein Napoleon eher denn als überzeugter Anhänger der Demokratie. Die wenigen Jahre seiner Präsidentschaft haben genug, mit den Auswüchsen einer gewissenlosen und fanatischen Hetz- und Umsturzarbeit gründlich aufzuräumen, die eine Zeitlang den nationalen Bestand zu vernichten drohten.

Nur einer ganz außergewöhnlichen Persönlichkeit konnte dieser Aufstieg zu schwindsünder Höhe gelingen. Nicht als Feldherr an den Spiegeleien eines siegreichen Heeres legte Yuan die Kaiserlichen Abzeichen an, die ihn zum unbedrängten Herrn über ein Land von Menschheit madden, sondern als genialer Staatsmann, dessen kraftvollem Willen und vorausschauender Einsicht keiner zu widerlegen vermochte. Wenn auch seine Abstammung von einer der vornehmsten Beamtenfamilien – er wurde 1859 in einer Stadt Honans als Sohn des Generalgouverneurs der Provinz Nünnan und Kueitshou geboren – seine Eintritt in das öffentliche Leben erleichterte, so sind ihm doch schwere Kämpfe um seine Selbstbehauptung nicht erspart geblieben: nicht immer war es der gerade Weg, der seinen Ehrgeiz zum Ziele führte.

Als Schützling Chinghungs, des allmächtigen Generalgouverneurs der Provinz Tschili, begann er seine Laufbahn, die ihn zunächst (1882) nach Korea brachte. Beim Ausbruch des Japanisch-Chinesischen Krieges im Jahre 1894 war er genötigt zu fliehen; er erhielt den Auftrag zur Ausbildung einer Brigade nach europäischem Muster in Tientsin. Deutsche Instruktoren standen ihm zur Seite; er behandelte und beförderte seine Truppen auskömlich und wußte ihnen ein gewisses Standesgefühl einzuprägen; die Erkenntnis von dem Wert einer gut disziplinierten, zuverlässigen und gefügigen Truppe für einen Staatsmann ging Yuan hier auf.

Indes bahnte den beispiellos glänzenden Aufstieg des Mannes erst der kluge Opportunismus an, der ihn während der trüfflichen Septemberage des Staatsstreiches im Jahre 1898 vom jungen Kaiser abhängen ließ. Über den Anteil, den er an der Verschwörung nahm, gibt es mehrere widersprechende Berichte; die Hauptssache scheint jedoch festzustehen: Yuan, den die Reformer in der Umgebung des jungen Kaisers als ihren Parteigenossen ansehen, und den der reformierende Kaiser selbst ins Vertrauen eingeweiht hatte, entstolz sich im entscheidenden Augenblicke, den kaiserlichen Plan, nach dem die alte Regentin und der Oberkommandierende der chinesischen Armee Junglu befehligt werden sollten, zu veratmen und sich auf die Seite der Kaiserin zu stellen. Menschlich geprosen, wird dieser Verrat stets ein dunkler Punkt im Leben Yuans bleiben; für einen Staatsmann aber, der wußte, was er wollte und niemals etwas anderes als Verständiges und Mögliches für sein Land gewollt hat, gab es kaum eine andere Wahl. Damals galt es, das Reich vor einer unheblichen Katastrofe zu bewahren, und dafür blieb nichts übrig als Verrat. Wen den jungen Kaiser im Leben zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, wird sich nicht von der Überzeugung abbringen lassen, daß dieser ein verantwortlicher Staatsmann den Befehl nicht ausführen, sondern ihn der Kaiserin-Regentin mitteilen werde? Die Folge wäre die Befreiung Yuans gewesen, während der Kaiser leicht Leute gefunden hätte, die ihm mehr zu Willen gewesen wären. So nahm Yuan die Dinge, wie sie waren; sein rechtzeitiges Eingreifen rettete China vor namenlosem Unglück.

Dem Retter hat die dankbare Herrin in der Folge niemals ihr Vertrauen entzogen, soweit Versuche auch unternommen wurden, es zu erschüttern. Zur Zeit der Boxerwirren im Jahre 1900 wurde Yuan Gouverneur der Provinz Schantung. Hatte sein Auftrag ursprünglich dahin gelauft, die Fremden aus der Provinz zu verjagen, so überzeugte er sich aus dem Gang der Ereignisse im Norden bald von der Ausichtslosigkeit des planlos begonnenen und geleiteten Aufstandes. Statt seinen Auftrag auszuführen, schwerte er um und ging nach Verhandlungen mit dem damaligen Gouverneur von Kantschou, Kapitän zu See Jäschte, an dessen Taft und Bejonnheit die Unberechenbarkeit des lauernden Nachbars die höchsten Anforderungen stellte, an die systematische Unterdrückung der Bewegung; er vermochte sogar die Generalgouverneure in Nantung, Wuttsang und Kanton zu bewegen, seinem Beispiel zu folgen. So gelang es, den Aufruhr auf die Provinz Tschili und deren unmittelbare Nachbarschaft zu begrenzen und in seinen unheblichen Wirkungen auf ein Mindestmaß zu beschränken. Seine ehrliche Achtung vor der charakteristischen Politik des deutschen Gouverneurs bewies Yuan durch weitesten Entgegenkommen; auf seinen Wunsch entfernte er störliche Beamte; er verlorigte eine katholische Missionstation, deren Inhaber gescheben war, um christliche Chinesen dem Übergange nicht preiszugeben, mit Gewehren gegen die gefestigten Banden; er vereinbarte mit der Eisenbahndirektion ein Regulativ und kam seiner Verpflichtung zur Sicherung der Arbeiten innerhalb der Provinz Schantung auf gewissenhafteste nach.

Nach Beendigung der Boxerunruhen wurde Quanschikai als Generalgouverneur nach Tschili berufen. Hier offenbarte sich seine einzigartige staatsmännische Begabung auf glänzendste Weise; er wurde der vornehmste Träger der reformatorischen Maßregeln, die den Neubau Chinas zu einem modernen Staate bezeichneten. Verbesserung des Schulwesens, Zentralisierung der Verwaltung, Kontrolle der Finanzen, militärische Rüstung, Verstaatlichung des Telegraphenverkehrs waren einige der Punkte, denen er seine besondere Aufmerksamkeit schenkte. Schon damals suchte er als Gegengewicht gegen die Einmischung gewisser europäischer Mächte einen Rückhalt in Japan zu gewinnen. Mit einer fast unglaublichen Arbeitskraft und Energie leistete er, wo immer er zugriff,

hervorragendes und zeichnete sich als Diplomat, Organisator und General in gleicher Weise aus. Wie ein König liebte er es aufzutreten und Zepte in China ungewöhnlichen Glanz zu geben. Die jährlichen Einladungen zur Geburtstagsfeier des Schattenkaisers, wo er die ganze europäische Gesellschaft von Tientsin und die chinesischen Beamtenfamilien der Provinz um sich versammelte, gehörten an einen Traum aus Tausendundeiner Nacht. Trat man dem Manne persönlich gegenüber, so war man zuerst entfremdet. Das breite Gesicht mit den hervortretenden Backentnochen und dem dichten Schnurrbart machte einen recht gewöhnlichen, fast abstoßenden Eindruck. Bald entdeckte man, besonders wenn Yuan sprach, in seinen Zügen große Klugheit, vermischt mit Verschlagenheit; aus seinen lebhaften Augen leuchtete dabei so viel Geist und Verständnis, daß das häßliche Gesicht sogar anziehend erschien. Damals war Yuan der bei weitem mächtigste Mann im chinesischen Reich, und viele gab es, die ihm Größeres, ja, das Größte traute. Man hielt es nicht für unmöglich und wagte es offen anzudeuten, daß sich ein Wallenstein in der Weltgeschichte wiederhole.

Neider und Gegner wußten sich das Gehör der Kaiserin zu verschaffen. Der Kriegsminister Tsching richtete heftige Anklagen wegen Vergedung amtlicher Gelder und gefährlicher Neuerungen gegen den Mann, dessen militärische Macht allein schon den Verdacht erregte und hochverräterische Pläne erweckte. Hätte Yuan die Macht, die ihm die unbedingte Ergebenheit der von ihm geschaffenen und erhaltenen Truppe gab, mißbrauchen wollen, so hätte ihm damals nichts im Wege gestanden; der Umstand, daß er darauf verzichtete und am 4. September 1907 mit der gefassten Rute jemandes, der seiner Sache sicher ist, ein Amt in Peking annahm, das ihm das Schwert aus der Hand riß, beweist am besten seine loyale Gefinnung. Seine Zeit hielt er für noch nicht getommen. Trotz der Hochachtung, deren er sich bei den freunden Gesellschaften erfreute, war seine Tätigkeit von da an unter dem unablässigen Widerstand seiner vielen Wideracher gelähmt. Als dann im November 1908 die Kaiserin starb, mußte er sich selbst sagen, daß sein Wirken vorläufig als abgeschlossen zu betrachten sei. Mahnend stiegen die Schatten der Vergangenheit auf. Zwar wagte der Prinzregent, der an Stelle des kaiserlichen Kindes die Herrschaft übernahm, nicht, das die Entthronung Yuans fordern Teilstück seines verstorbenen kaiserlichen Bruders auszuführen; in ihm selbst scheint die Bruderliebe, die die Entfernung Yuans hegte, und das staatsmännische Bewußtsein, das den Luxus einer reinen Gefühlspolitik bei der Armut an tüchtigen, erprobten, willensstarken und rücksichtslosen hohen Beamten verbot, geschwankt zu haben. Eine dunkle Ahnung mag ihm gesagt haben, daß die rein menschliche Seite nicht ausreiche zu dem Schritt der Entlassung eines verdienten Beamten; er suchte nach einem Vorwand, und dieser bot sich ihm, als Yuan in einer Staatsversammlung sich brüstend benahm und dadurch die dem Untertanen gegenüber dem Vertreter der kaiserlichen Majestät obliegende Ehrengabe verleste. Erst nach dem 2. Januar 1909 fertigte der Prinzregent das Entlassungsedit aus. Yuan verließ Peking in der stolzen Haltung eines Mannes, der weiß, daß es von Ehrlichkeit keine Rücksicht mehr habe.

Wohl kein Zug läßt die geistige Bedeutung Yuanschikais in hellerem Lichte erstrahlen, als daß sein größter Gegner, der greise Tschangtschitung, damals den Prinzregenten anfechte, den Schritt rüdagfähig zu machen, den er nicht tun könne. Er mußte sich fügen, als der Regent ihn anherrte. Denn gerade die beiden, die größten Staatsmänner am Hofe der alten Kaiserin, standen sich fremd gegenüber; es waren zwei grundverschiedene Naturen, die durch eine tiefe Kluft der Lebensanschauung voneinander getrennt waren. Der eine der seine Konfuzianer, ganz in der Größe der Vergangenheit wurzeld, der andere der rücksichtslose Realpolitiker, der die Dinge nahm, wie sie nun einmal lagen, und sich aufs Beste mit ihnen abzufinden suchte. In ihnen verkörperte sich das untergehende alte und das aufstrebende neue China. Jeder mißachte des andern Art, doch als der Prinzregent dem Gegner das verhängnisvolle Stück Papier mit dem Editsentwurf gab, da wurde dem Anhänger des alten in einem Augenblick sonnenklar, wie wenig das neue China eine Bedeutung von der Bedeutung Yuans entnehmen konnte.

Die Ahnung hat nicht getrogen! Raum zwei Jahre später mußte der Regent den „einfachen Mann aus Honan“ zurückrufen. Unverhüthte Münzwirtschaft und Unfähigkeit hatten das Land an den Rand des Abgrundes gebracht; die Schreiter einer Revolution zogen seine Einheit zu sprengen. In höchster Not klammerte sich die kaiserliche Familie als letzte Stütze der schwindenden Macht an den Beamten, den sie unruhig und in der Verbannung geschickt hatte. Beifalls Niederwerfung erforderte des andern Art, doch als der Prinzregent ihm zum Generalgouverneur von Kueihsien und Yuan mit zum Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen ernannt. Yuan, aller Stolz auf seine alte Truppe überzeugt und das Vorkarlament ihm zum Premierminister ernannt hatte, traf er in Peking ein.

Die Aufrechterhaltung der alten Dynastie erwies sich als unmöglich, obgleich am 26. November sich der Prinzregent für den jungen Kaiser dazu berge, einen feierlichen Eid auf die neuzeihen Artikel der neuformulierten Verfassung zu leisten, die die Macht des Kaisers zu einem Schatten erwiderte. Yuan stand an der Schwelle seiner fahrlässigen Träume. Der weitere Gang der Ereignisse verrät die Meisterhand, die sie leitete. Am 10. Dezember dankte der Regent ab. Ein Verluß Yuans, zwischen der kaiserlichen Familie und den Revolutionären zu vermittelnd, endete damit, daß die Witwe des verstorbenen und von Yuan verurteilten Kaisers als Vertreterin der Dynastie am 12. Februar 1912 das Abdankungsedit der Mandchus unterzeichnete. Vor der Geschichte belastete sie sich durch diesen Alt mit dem Glücks der Ländlichkeit informiert, als sie zugleich Yuan die unbedrängte Vollmacht ertheile, die republikanische Regierung einzurichten und die nötigen Schritte zur Einigung des Nordens und Südens zu unternehmen. Yuan erhielt durch diesen Auftrag in den Augen der Chinesen einen weiteren Nimbus; der bisherige Führer der Revolution, Sun Yat-sen, trat am 14. Februar 1912 zurück, und am Tage darauf, dem 15. Februar, erfolgte die Wahl Yuanschikais zum Präsidenten der chinesischen Republik. An demselben Tage ließ Yuan sich den Zopf, das äußere Zeichen der Unterwerfung Chinas unter die Mandchus, abschneiden und hielt die fünffarbige Flagge der Republik.

Mehr als gewöhnliches Gesicht gehörte dazu, das Staatschiff durch alle Schwierigkeiten, die nicht nur im Innern sich auftaten, sondern auch durch das Ausland nach China hineingetragen wurden, hindurchzufeuern. Mit eiserner Konsequenz führte Yuan die Zügel. Ungefähr eine Million unbezahpter und schlecht disziplinierter Soldinge



Stappensstraße
U. J. W. K. K. - K. K. - K. K.



Quanschikai.

Chinas bedeutendster Staatsmann, seit 15. Februar 1912 Präsident der von ihm errichteten chinesischen Republik, nahm jetzt die Würde eines Kaisers von China an.

Das Land an den Rand des Abgrundes trat das gesamte Volk und drohten zu zerstören. Unverhüthte Münzwirtschaft und Unfähigkeit hatten die Einheit zu sprengen. In höchster Not klammerte sich die kaiserliche Familie als letzte Stütze der schwindenden Macht an den Beamten, den sie unruhig und in der Verbannung geschickt hatte. Beifalls Niederwerfung erforderte des andern Art, doch als der Prinzregent ihm zum Generalgouverneur von Kueihsien und Yuan mit zum Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen ernannt. Yuan, aller Stolz auf seine alte Truppe überzeugt und das Vorkarlament ihm zum Premierminister ernannt hatte, traf er in Peking ein.

Die Aufrechterhaltung der alten Dynastie erwies sich als unmöglich, obgleich am 26. November sich der Prinzregent für den jungen Kaiser dazu berge, einen feierlichen Eid auf die neuzeihen Artikel der neuformulierten Verfassung zu leisten, die die Macht des Kaisers zu einem Schatten erwiderte. Yuan stand an der Schwelle seiner fahrlässigen Träume. Der weitere Gang der Ereignisse verrät die Meisterhand, die sie leitete. Am 10. Dezember dankte der Regent ab. Ein Verluß Yuans, zwischen der kaiserlichen Familie und den Revolutionären zu vermittelnd, endete damit, daß die Witwe des verstorbenen und von Yuan verurteilten Kaisers als Vertreterin der Dynastie am 12. Februar 1912 das Abdankungsedit der Mandchus unterzeichnete. Vor der Geschichte belastete sie sich durch diesen Alt mit dem Glücks der Ländlichkeit informiert, als sie zugleich Yuan die unbedrängte Vollmacht ertheile, die republikanische Regierung einzurichten und die nötigen Schritte zur Einigung des Nordens und Südens zu unternehmen. Yuan erhielt durch diesen Auftrag in den Augen der Chinesen einen weiteren Nimbus; der bisherige Führer der Revolution, Sun Yat-sen, trat am 14. Februar 1912 zurück, und am Tage darauf, dem 15. Februar, erfolgte die Wahl Yuanschikais zum Präsidenten der chinesischen Republik. An demselben Tage ließ Yuan sich den Zopf, das äußere Zeichen der Unterwerfung Chinas unter die Mandchus, abschneiden und hielt die fünffarbige Flagge der Republik.

Mehr als gewöhnliches Gesicht gehörte dazu, das Staatschiff durch alle Schwierigkeiten, die nicht nur im Innern sich auftaten, sondern auch durch das Ausland nach China hineingetragen wurden, hindurchzufeuern. Mit eiserner Konsequenz führte Yuan die Zügel. Ungefähr eine Million unbezahpter und schlecht disziplinierter Soldinge



Munitions- und Proviant-Transport mittels Tragieren auf einer serbischen Gebirgsstraße.



Infanterie-Reserven beim Vormarsch gegen den Lim.

Gebirgsartillerie-Stellung an der montenegrinischen Grenze.
Vom Balkankriegsschauplatz. (Kilophot, Wien.)

unter vielfach unbemängeligen, nur auf den eigenen Nutzen bedachten Führern war damals über das ganze Land verstreut. Nur allmählich gelang es, Ordnung herzustellen. Durch Versprechen wurden willige Heerführer gewonnen und ihr Ansehen durch Rangerhebung bestätigt. Die Anlässe zu einer parlamentarischen Märschwilligkeit wurden schamlos befeitigt, der alte Beamtenstand neuen Zielen dienstbar gemacht, Finanz- und Verwaltungstechnik gründlich reformiert und der Nationalgedanke, der durch einen Verfall des Reiches in Nord und Süd unentbar verloren zu sein schien, neu belebt. Den Revolutionshelden wurde Gelegenheit gegeben, sich in ihrer ganzen Unfähigkeit und Verkommenheit bloßzustellen; soweit sie nicht gewaltam entfernt wurden, hielten sie es selbst für gerecht, ins Dantel zu flüchten. Fremde Mächte, die die Zeit zum Zugreifen und zum Zischen im Triben für gekommen hielten, spielten Yuan gefügt gegeneinander auf und machte dadurch ihre Ansprüche vielfach unverkäuflich. Von gut beflockten europäischen und amerikanischen Beratern, deren Mithilfe er sich in reichen Maße sicherte, ließ er sich öffentlich bestätigen, daß nur die Annahme der Kaiserwürde das Reich vor weiteren Wirken bewahren könnte. Unter den Anzeichen einer Vergewaltigung fand er den Anschluß an Japan, den er schon früher gefügt hatte, und damit eine Aussicht, das Land von gierigen Japanern zu befreien, die eine Aufstellung als das legitime Ziel ihrer Wünsche offen bezeichneten. Dem Volksgefühl ist er durch geselliges Zurschaustellen der Ablösung vor traditionellen Bräuchen in Stilus und Sitten nähergetreten; gewiß ist auch die Zuleitung eines kaiserlichen Edikts darauf berechnet, die öffentliche Stimmung zu beeinflussen.

Hält es auch schwer, über den Charakter Yuanshikais ein Urteil zu fällen, so wird man ihm doch keinesfalls die Anerkennung eines überaus fähigen Staatsmannes und eines warmen Patrioten verweigern dürfen. Durch manche verschlungenen Wege hat ihn sein Leben geführt; jedoch unzweifelhaft hat er sich in allen seinen Handlungen stets vom höchsten Pflichtgefühl und unbetrübbarer Liebe zu seinem Volke leiten lassen. Nur in der ehrlichen Überzeugung, daß die Monarchie die einzige dem chinesischen Reiche fremmende Verfassung ist, wird er die Würde übernommen haben, zu der er sich vom Volke hat berufen lassen.

Kleine Geschichten.

Und den Tag zehn Monate sind es her, daß ich nicht in dem bequemen Lehnsstuhl am Fenster gesessen. Und wenn die verdammte Augel sich nicht gerade

meinen Biops als Ziel gesetzt hätte, dann läge ich heute noch draußen im Schanzengraben und säße nicht hier wie ein Freund, während die Kameraden —

„Run, es wird ja nicht ewig dauern; in vier Wochen, meint der Arzt, werde ich wieder so weit sein, daß ich ins Feld gehen kann. So lange muß ich mich eben gedulden.“

Übrigens, dies Fenster hat auch seinen Reiz, obgleich es nur in einen engen Hof führt, einen düsteren, engen, von Hinterhäusern und Feuermauern gebildeten Hof. Aber wie viele Menschenleidenschaften umfaßt er! Und allmählich erkenne ich, daß selbst in diesem Winter der große Krieg und die schwere Zeit gewaltige Veränderungen hervorgerufen haben.

Gewaltige Veränderungen, während ich die Worte schreibe, kommt mir zum Bewußtsein, wie lächerlich sie sind. Was ist in dieser Zeit ein Menschenleidenschaft, in dieser sonderbaren Zeit, die uns alle so vom Grunde aus verwandelt:

„Nicht wahr Herr Doktor, Sie werden mich nicht auslachen? Aber sehen Sie, unfreies will doch auch etwas befragen. Mit dem Soldaten ist es ja leider nichts; selbst wenn ich Weib und Kinder nicht hätte, könnten sie mich nicht brauchen. Und Geld beizutragen kann ich auch nicht; Gott sei Dank! trug des Kriegs verdiene ich genug, daß die kleinen nicht hungern müssen, aber zum Herrschen bleibt nichts übrig bei den teuren Zeiten. Und da habe ich mir etwas ausgedacht —“

Er stöhnt ein wenig und fuhrt dann hastig fort:

„Schen Sie, wenn unsere Feldgrauen

aus Urlaub nach Hause kommen, da sehen Sie

meist nicht gerade reputierlich aus; die Kleider

verschmutzt und zertrümmert und oft genug zer

issen. Nun, da habe ich eines Tages ein

paar auf dem Bahnhof angeprochen und mit

nach Hause genommen und ihnen die Kleider

geputzt und gestift und gebügelt.

Und wie ich gesehen habe, was für eine Freude die

Soldaten hatten, daß sie so sauber und saß

auslaben, da hat mir selbst das Herz im Leibe

gelacht vor Freude, und glauben Sie, seitdem

ist mir viel leichter.“

Schenk blieb er mich an, ob ich nicht ihn auslache. Nein, waderes Schneiderlein, ich lache nicht. Und wenn du nächstens kommen und mir verständen wirst: „Mir haben genommen“, auch dann werde ich dich nicht auslachen. Im Gegenteil, ich erkenne gerne an, daß du das Recht hast, „wir“ zu sagen. Denn nicht nur diejenigen erfreuen die Siege, die an der Front stehen, auch die haben ihr redlich Teil daran, die gleich dir im Hinterlande den Kämpfern zeigen, wie wir alle hinter ihnen stehen, wie wir alle dankbar zu schätzen wissen, was sie für uns leisten.

Zu ebener Erde im Hinterhause wohnt eine Büglein. Sie hat eine Tochter, ein bildhübsches, immer lustiges, fleißiges und kreuzbraunes Mädchen. Sie weiß noch, welch ein

komme mir nicht helfen, ich mußte lachen, als ich den Knirps, der seinen Schneiderkost nicht verlassen hatte, rufen hörte: „Wir haben Marfau genommen!“

„Jedesmal in den Abendstunden geht das Schneiderlein aus, und nach ein bis zwei Stunden kommt er wieder, von mehreren Feldgrauen begleitet. Sie bleiben dann eine Zeitlang bei ihm in der Stube, die Werkstätte und Küche und Wohnung zugleich ist. Anfangs glaubte ich, es seien Bekannte, dann aber sah ich, daß es immer wieder andere waren, und hörte ungarische Lieder und slawische Worte. Wo kam das Schneiderlein zu solcher Soldatenbekanntschaft?“

„Ich konnte meine Neugier nicht bezähmen, ich fragte ihn gestern, als wir einander im Hausschlaf trafen. Verlegen zupfte er an seinem Schürzenbartschen.“

„Nicht wahr Herr Doktor, Sie werden mich nicht auslachen? Aber sehen Sie, unfreies will doch auch etwas befragen. Mit dem Soldaten ist es ja leider nichts; selbst wenn ich Weib und Kinder nicht hätte, könnten sie mich nicht brauchen. Und Geld beizutragen kann ich auch nicht; Gott sei Dank! trug des Kriegs verdiene ich genug, daß die kleinen nicht hungern müssen, aber zum Herrschen bleibt nichts übrig bei den teuren Zeiten. Und da habe ich mir etwas ausgedacht —“

Er stöhnt ein wenig und fuhrt dann hastig fort:

„Schen Sie, wenn unsere Feldgrauen

aus Urlaub nach Hause kommen, da sehen Sie

meist nicht gerade reputierlich aus; die Kleider

verschmutzt und zertrümmert und oft genug zer

issen. Nun, da habe ich eines Tages ein

paar auf dem Bahnhof angeprochen und mit

nach Hause genommen und ihnen die Kleider

geputzt und gestift und gebügelt.

Und wie ich gesehen habe, was für eine Freude die

Soldaten hatten, daß sie so sauber und saß

auslaben, da hat mir selbst das Herz im Leibe

gelacht vor Freude, und glauben Sie, seitdem

ist mir viel leichter.“

Schenk blieb er mich an, ob ich nicht ihn auslache. Nein, waderes Schneiderlein, ich lache nicht. Und wenn du nächstens kommen und mir verständen wirst: „Mir haben genommen“, auch dann werde ich dich nicht auslachen. Im Gegenteil, ich erkenne gerne an, daß du das Recht hast, „wir“ zu sagen. Denn nicht nur diejenigen erfreuen die Siege, die an der Front stehen, auch die haben ihr redlich Teil daran, die gleich dir im Hinterlande den Kämpfern zeigen, wie wir alle hinter ihnen stehen, wie wir alle dankbar zu schätzen wissen, was sie für uns leisten.

Zu ebener Erde im Hinterhause wohnt eine Büglein. Sie hat eine Tochter, ein bildhübsches, immer lustiges, fleißiges und kreuzbraunes Mädchen. Sie weiß noch, welch ein



Infanterievorposten an der Straße gegen Plewje (Montenegro). (Kilophot, Wien.)

Der große Truppenübergang über die Save. (Kilophot, Wien.)
Vom Balkankriegsschauplatz.

Sturm in der ganzen Nachbarschaft entstand, als bekannt wurde, daß der Pöhl, der Sohn des Selbers aus dem Schause, der reiche Pöhl, der Don Juan des Bezirkes, sich mit der blonden Rat verlobt habe und sie heiraten werde. Die Heiratsfähigkeit beider war nicht gleich, die Tochter hatte, und die gleichfalls heiratsfähige Tochter hatten, und die noch dazu ihnen etwas mitgeben konnten!

Dies war ein paar Wochen vor dem Kriege, ist jetzt schon über ein Jahr her; und die Rat ist noch immer nicht verheiratet, steht noch immer im Bügelzimmer ihrer Mutter vom Morgen bis Abend fleißig am Bügelbrett. Nur singen habe ich sie nicht mehr gehört, seit ich wieder zu Hause bin.

Wir treffen uns in der Hausschlaf. Ohne Ziererei reicht sie mir die Hand und begrüßt mich.

„Und wie geht es Ihnen, Frau? Was macht Ihr Bräutigam? Ist wohl auch eingerückt?“

„Ich habe keinen Bräutigam mehr.“

„Doch, ich habe in meiner Ungeheilichkeit wohl an eine Wunde gerüttet; doch spreche ich von etwas anderem.“

Am Abend frage ich meine Haushälterin; die ist das lebendige Bezirksblatt und weiß alle Neuigkeiten gefaßt, gefaßt. Meine Frage ist Waff auf ihre Mutter.

„Klein, aufgesagt hat er ihr nicht, und unterteilt er ihr auch nicht worden. Im Gegenteil, wie natürlich ist er auf sie, lauft ihr auf Schritt und Tritt nach wie ein Hund und bettelt um ein Wort. So ein natürliches Kerl, als ob es nur die eine gäbe auf der Welt! Wissen's, warum sie ihn nicht will? Weil er nicht freiwillig eintritt. Na ja, der Alte ist ein Geierbauer. Wie er merkt hat, daß sie seinen Einheiten nehmen könnten zu den Soldaten, hat er ihn in einer großen Fabrik unterbrochen, wo sie Schrapneller machen; der Pöhl ist nämlich gelehrter Schöpfer, müssen Sie wissen. Das war für eine Mutter von ihm, und jetzt kommt's ihm zugute. Freilich, arbeiten muß er tüchtig, aber was tut's, besser doch wie draußen im Feld und sich erschießen lassen. Aber was denken Sie; wie er zur Rat kommt und ihr erzählt, daß er enthoben worden ist, schaut sie ihn groß an und sagt: „Das kannst du tun? Dich zeigen drüben? Das kannst du tun?“ Und nimmt die Schürze vors Gesicht und fängt an zu weinen und läuft hinaus. Und am andern Tag läßt sie ihm die Abzeuge und den Ring zurück. So eine dumme Nöte!“

Ich habe heute morgen die blonde Rat wieder getroffen. Ich ging gerade mit mehreren verwundeten Offizieren, denen ich die Geschichte erzählt hatte. Da kam sie gegangen, einen Tragtorb mit blinder weißer Wäsche auf dem Rücken. Und ohne Verabredung, wie ein Mann, blieben wir stehen und leisteten ihr die Ehrenbegegnung, wie einer Prinzessin.

Adolf Stark, Marienbad.



Aus der dritten großen Schlacht am Trento: Das gewaltige Artilleriegeschütz am Götzen Brüdertopf am 22. Oktober 1915.

Nach einem an Ort und Stelle geführten Gemälde des an die italienische Front entsandten Sondergehoben der Leopoldine „Illustrirte Zeitung“ Adolf G. Döring.



Eine österreichisch-ungarische Stabshütte. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers A. Reich.



Österreichisch-ungarisches Pionierlager und Küche. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers A. Reich.

Der Krieg mit Italien: Bei den heldenmütigen Verteidigern der Dolomiten.



Die Arbeitsgebiete unserer Künstler im Felde.

Außer den oben im Bilde wiedergegebenen künstlerischen Mitarbeitern sind u. a. noch folgende Künstler im Felde für uns tätig, deren Bildnisse uns bei der Bearbeitung der Karte noch nicht vorlagen: Professor Hans W. Schmidt (Champagne), Martin Frost (Vogesen), Paul Hensel (Flandern), Karl Lohe (Vaon), Hans Weinberg (Artois), Willy Specht (Belgien) d. L. Carl Heßmert (Serbien).

Der Geburtenrückgang und seine Bekämpfung.
Von Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Julius Wolf, Berlin.

leicht und allmählich eingeführt werden können, und wo sie in Gemeinschaft mit den Eltern verrichten, ist das anders. Es ist übrigens nicht zu verlernen, daß durchaus nicht in allen Fällen Gewalttätigkeit die Eltern zum Verzicht auf Kinder führt. Der Arbeiter vermögt aus seinem Einkommen in der Tat nicht leicht über drei oder vier Kinder



Vom Krieg mit Italien: Eine österreichisch-ungarische Schlepppatrouille.

(Phot. Wilh. Müller, Bozen.)

zu ernähren, mit einem vierten oder fünften zieht oft genug Sorge und Unfrieden in seinen Haushalt ein. Und in trüben Verhältnissen tut von einer gewissen Grenze an leicht ein Kind dem anderen Abbruch. So ist es also gekommen, daß wie bei den Völkern des Weltens auch bei dem deutlichen das Ehepaar immer weniger Kinder in die Welt setzt.

Zu Schluß des vorigen Jahrhunderts konnte man im Geburtenrückgang noch eine vorübergehende Erholung sehen. Viele Volkswirte und Statistiker taten dies. Demnachdem von 1876 bis 1883 ein erster Rückgang eingesezt hatte, blieb die Geburtenziffer ziemlich stationär. Mit dem Eintritt in das zwanzigste Jahrhundert war aber kein Halten mehr. Im Jahre 1901 waren auf 1000 Einwohner Deutschlands noch 36,9 Lebendgeborenen getreten, 1913 nur noch 28,3, das war binnen der kurzen Zeit von zwölf Jahren ein Abfall um rund ein Viertel. In Frankreich hatte man für einen ähnlichen Rückgang fast ein halbes Jahrhundert gebraucht. Nur dem Umstände, daß während die Geburtenziffer auf 1000 sich um 8,6 verminderter, gleichzeitig die Sterblichkeitsziffer um 6 Menschen auf 1000 zurückging — von 21,8 auf 15,8 — ist es zu danken, daß der Rückgang der Geburtenziffer sich nicht sofort zu einer Katastrophe schlimmster Sorte auswirkt. Aber sichtlich geht die Geburtenziffer rascher als die Sterblichkeit zurück. Und darauf kommt es an. Auch handelt es sich zumal in letzter Zeit bei dem Rückgang der Sterblichkeit hauptsächlich um einen solchen bei den Säuglingen, der über kurz oder lang zu vermehrter Sterblichkeitsfrequenz für die höheren Altersklassen und damit für die Gesamtheit führen muß. Entwickeln sich die Dinge in dem Stile weiter wie bisher seit Anfang des Jahrhunderts, d. h. ist in weiteren zwölf Jahren der Rückgang der Sterblichkeit wieder durch den Rückgang der Geburtenziffer um 2,6 und nach weiteren zwölf Jahren wieder um 2,6 auf 1000 Menschen überholt, so bedeutet das binnen 24 Jahren einen Verlust des jährlichen Menschenüberschusses von etwa 800000 und in rund 50 Jahren ein Erlöschen der Menschendemenge in Deutschland.

Was der deutschen Nation an idealen Werten damit verlorengibt, bedarf nicht der Ausführung. Demn Kinder sind

Wessen wir vor allem bedürfen, das ist die Frühehe und die Heirat möglichst aller Gesetzlichen. Wir haben in Deutschland im Alter von 20 bis 50 Jahren 1100000 ledige Männer von über 30 Jahren, und selbst im Alter von 50 Jahren sind 8 Proz. der männlichen Bevölkerung

Deutschland haben, angemessen und notwendig ist, kann sicher Gegenstand der Frage sein. Die Heiratsfrequenz bei uns ist eine zu geringe. Wir haben jährlich 7700 Eheschließungen auf eine Million Menschen. Nach dem Altersaufbau bei uns könnte die Heiratsfrequenz um 20 und 25, ja selbst 30 Proz. größer sein. Es gibt in Deutschland Bezirke, wo die Verhältnisse besser liegen. Von größeren Gebieten markiert hier an der Spitze das Königreich Sachsen, am weitesten zurück ist Württemberg.

Von 1000 aus dem ledigen Stand betretenden Männern standen 1913 in Preußen unter 25 Jahren 333, über 30 Jahren 204, in Sachsen 450, bzw. 139, in Württemberg 197, bzw. 282. Möglichst allgemein sollte in Deutschland aber unter 25 Jahren geheiratet werden. Die Höheren der Frühehe sind in allen Schichten, so gut es irgend geht, wegzuräumen. Frühehe bedeutet allerdings durchaus nicht unter allen Umständen eine größere Zahl Kinder. In Sachsen wurden 1913 auf jede Eheschließung nur 3,15, in Preußen 3,73, in Württemberg 3,93 Kinder geboren, in Sachsen also nicht viel über 3, in Württemberg fast 4, aber hier spielen besondere Faktoren mit, vor allem der, daß Sachsen mehr als ein anderer Reichsteil ein Land der Städte ist.

Unter sonst gleichen Verhältnissen bedeutet frühe Heirat zweifellos mehr Kinder, vermöge der vermehrten Gelegenheit dazu. Sie bedeutet das auch vermöge des Umstandes, daß, wo früh geheiratet wird, die Geschlechtskrankheit die Betätigung

Deutschlands unverheiratet. Der Arbeiter, der die Masse des Volkes ausmacht, besiegt aber heute vielfach schon mit 22 und 23 Jahren ein Einkommen, das nicht viel niedriger ist als das Maximalentommen, das ihm im Laufe des Lebens zuteilt wird. Ob unter solchen Umständen ein Heiratsalter von 29 Jahren, wie wir es durchschnittlich in

hatten, ein sehr viel geringeres Feld der Betätigung findet, da vor allem der außerordentliche Geschlechtsverkehr es ist, der die Krankheiten verhindert. Die Geschlechtskrankheiten sind es aber, welche die größte Schuld an der ungewollten Sterilität bei uns tragen, womit dann auch ausgesprochen ist, daß im Interesse der Volksvermehrung



Bei unseren österreichisch-ungarischen Verbündeten auf dem italienischen Kriegsschauplatz: Patrouillenabfertigung. (Phot. Wilh. Müller, Bozen.)



BENZ
AUTOMOBILE UND FLUGMOTOREN
DEUTSCHE QUALITÄTSARBEIT
BENZ & CIE. Rheinische Automobil- u. Motorenfabrik A.-G. MANNHEIM.

Urteil eines Fachmannes über
KALODONT
Zahn-Creme und Mundwasser

„Nachdem ich Ihre beiden Präparate für meinen eigenen Gebrauch versucht habe, so muß ich Ihnen, geehrter Herr, meine volle Anerkennung zollen für die Güte und Mildheit, welche ich bei Benutzung Ihrer Präparate empfunden habe. Ich werde daher selbstverständlich nicht verfeheln, Ihre **anerkannt vorzüglichen Präparate** in meinen Patientenkreisen bestens zu empfehlen.“

(Originalbrief liegt
zur Einsicht auf.)

F. A. SARG's SOHN & Co.
k. u. k. Hoflieferanten
BERLIN WIEN



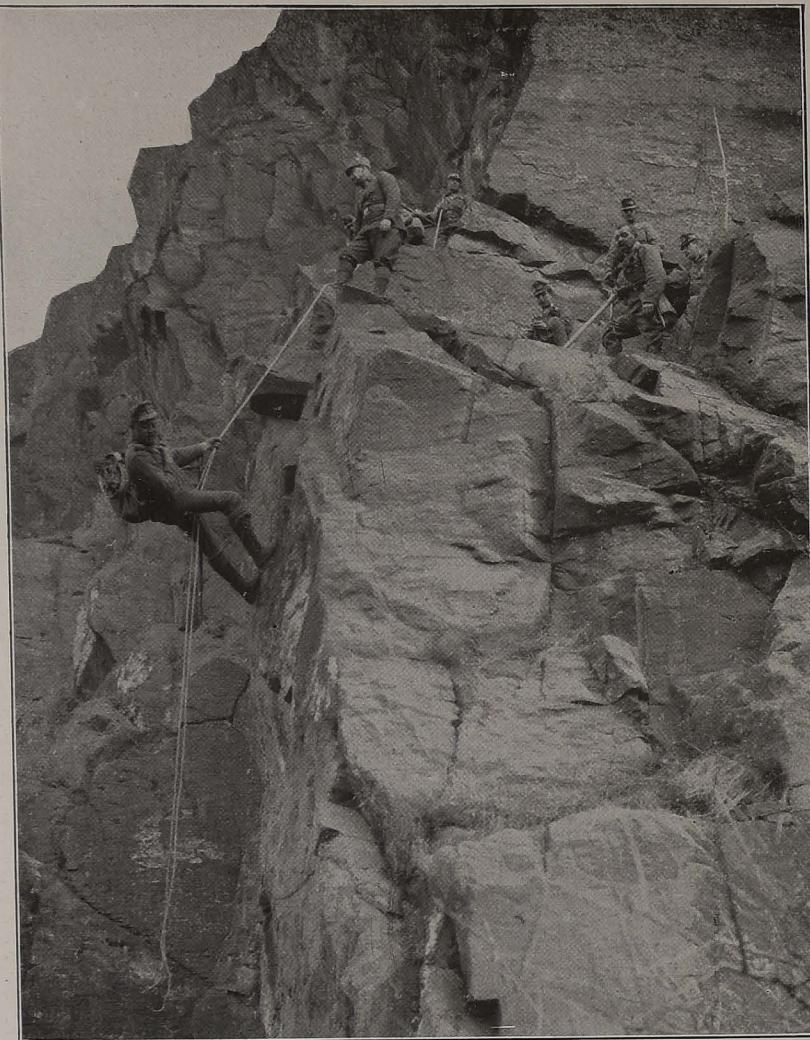
**bei Katarrhen der
Atemorgane, langdauerndem
Husten, beginnender Influenza rechtzeitig genommen, beugt schweren
Krankheiten vor.**

Wer soll Sirolin nehmen?

1. Jedermann der zu Erkältungen 2. Kinder mit Husten, weil durch Sirolin neigt, denn es ist besser Krankheiten verhüten als solche heilen. rasch vermindert werden.

3. Astmatiker, deren Beschwerden durch Sirolin wesentlich gemildert werden.

4. Skrofulöse Kinder bei denen Sirolin von günstigem Erfolg auf das Allgemeinbefinden ist.



Eine schwierige Stelle in den Dolomiten.

Der Krieg im Hochgebirge an der österreichisch-italienischen Grenze.

Patrouillengang am Col di Lana.

(Phot. Willi, Müller, Bozen.)



168. Kgl. Sächs. Landes-Lotterie
(In Österreich-Ungarn verboten.)

Ziehung 2. Klasse
am 12. und 13. Januar 1916.In 2. bis mit 5. Kl. kommen zur Ausspielung
MK. 2018000 mit Hauptpreis von Mk.:

im günstigsten Falle

800000
Hauptgewinne
5000000
3000000
2000000
1500000
1000000

Kauflose 2. Klasse

1/10

M. 10.-

M. 20.-

M. 50.-

M. 100.-

Vollpreis.

1/10

M. 25.-

M. 50.-

M. 125.-

M. 250.-

empfohlen und versendet.

- die Kgl. Sächs. Lotterie-Kollektion von

Reinhold Walther,

Leipzig,

Präfondorferstr. 6, bestehend seit 1856.

Bankkonto: Deutsche Bank, Filiale Leipzig.

©



MÜLLER EXTRA
MATHEUS MÜLLER
SEKTKELLEREI ELTVILLE

HOFLEFFERANT S.M. DES DEUTSCHEN KAISERS
HOFLEFFERANT S.M. DES KÖNIGS VON BAYERN
HOFLEFFERANT S.M. DES KÖNIGS VON SACHSEN
HOFLEFFERANT S.M. D. KÖNIGS V. WÜRTTEMBERG
HOFLEFFERANT S.K.H. D. GROSSHERZOGS V. BADEN
HOFLEFFERANT S.K.H. D. GROSSHERZOG V. OLDFENBURG
HOFLEFFERANT S.K.H. D. GROSSHERZOG V. MÜNSTER
HOFLEFFERANT S.K.H. D. HERZOGS KARL IN BAYERN
HOFLEFFERANT S.K.H. PRINZEN CHRISTIAN V. SCHLESWIG-HOLSTEIN
HOFLEFFERANT S.M. DES KÖNIGS V. SCHWEDEN

Verwendet, Kreuz-Pfennig-Marken
zu 1, 2, 5 und 10 Pfennig:
Wo am Orte nicht zu haben, wende man sich an
die „Kreuz-Pfennig“ Sammlung
Berlin, Abgeordnetenhaus, Zimmer 12.
Postcheckkonto Berlin 20997, Fernspr. Zentrum 9041.

©

SAMMLUNG 57

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

©

